

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

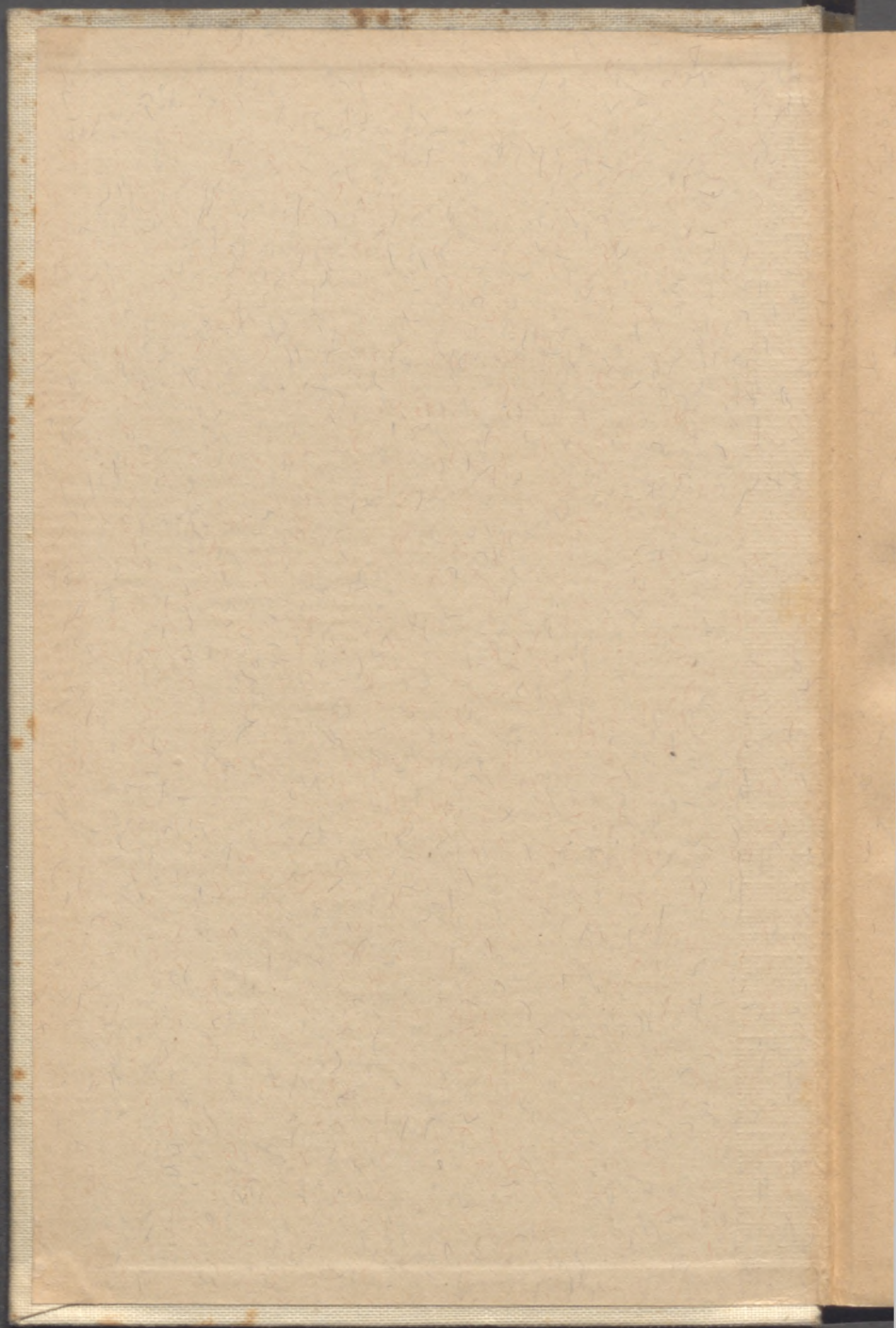
013798
1938

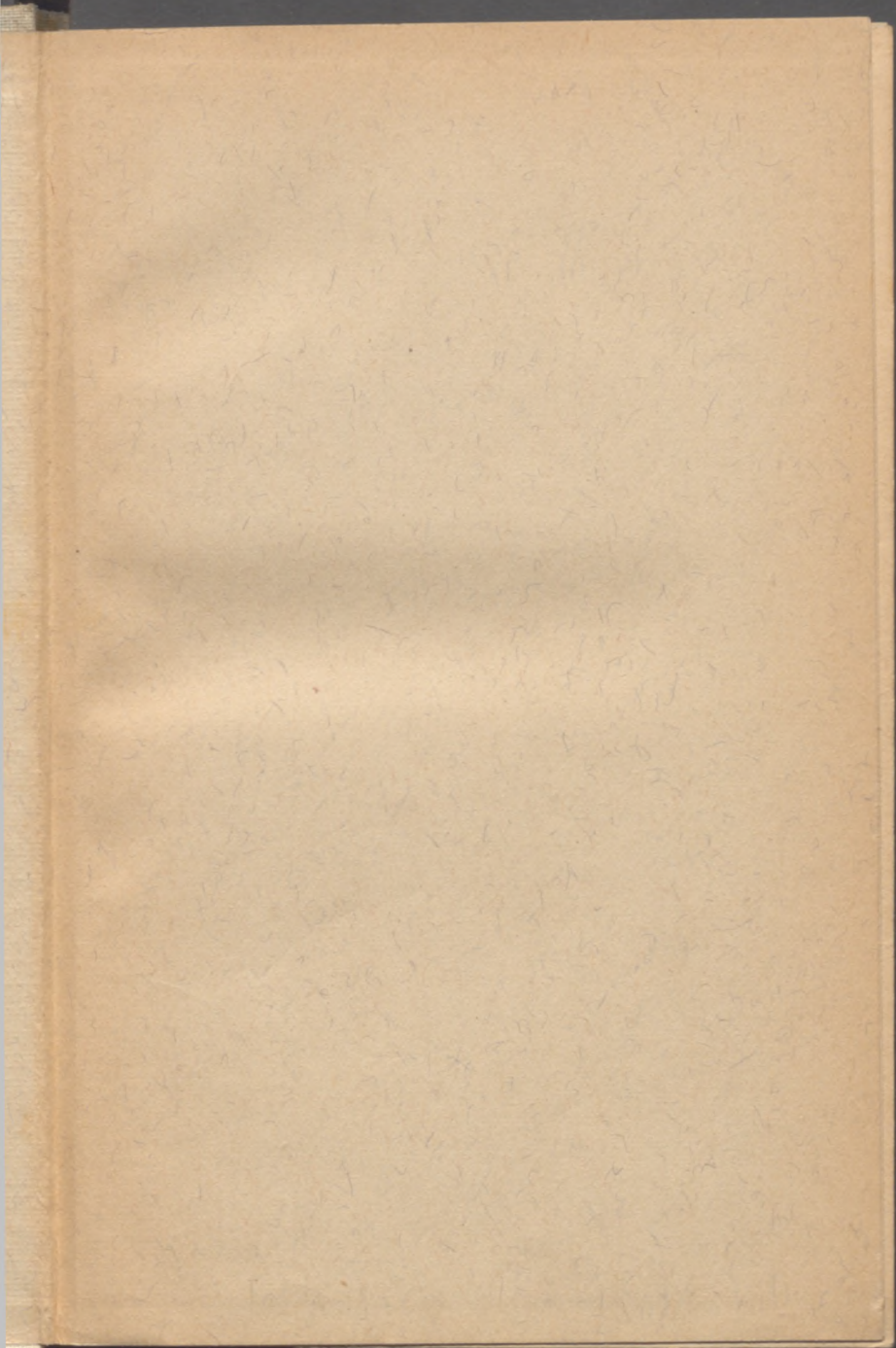
BIBLIOTHEK
DER
FÖRDERUNG
UND
DES
WISSENS

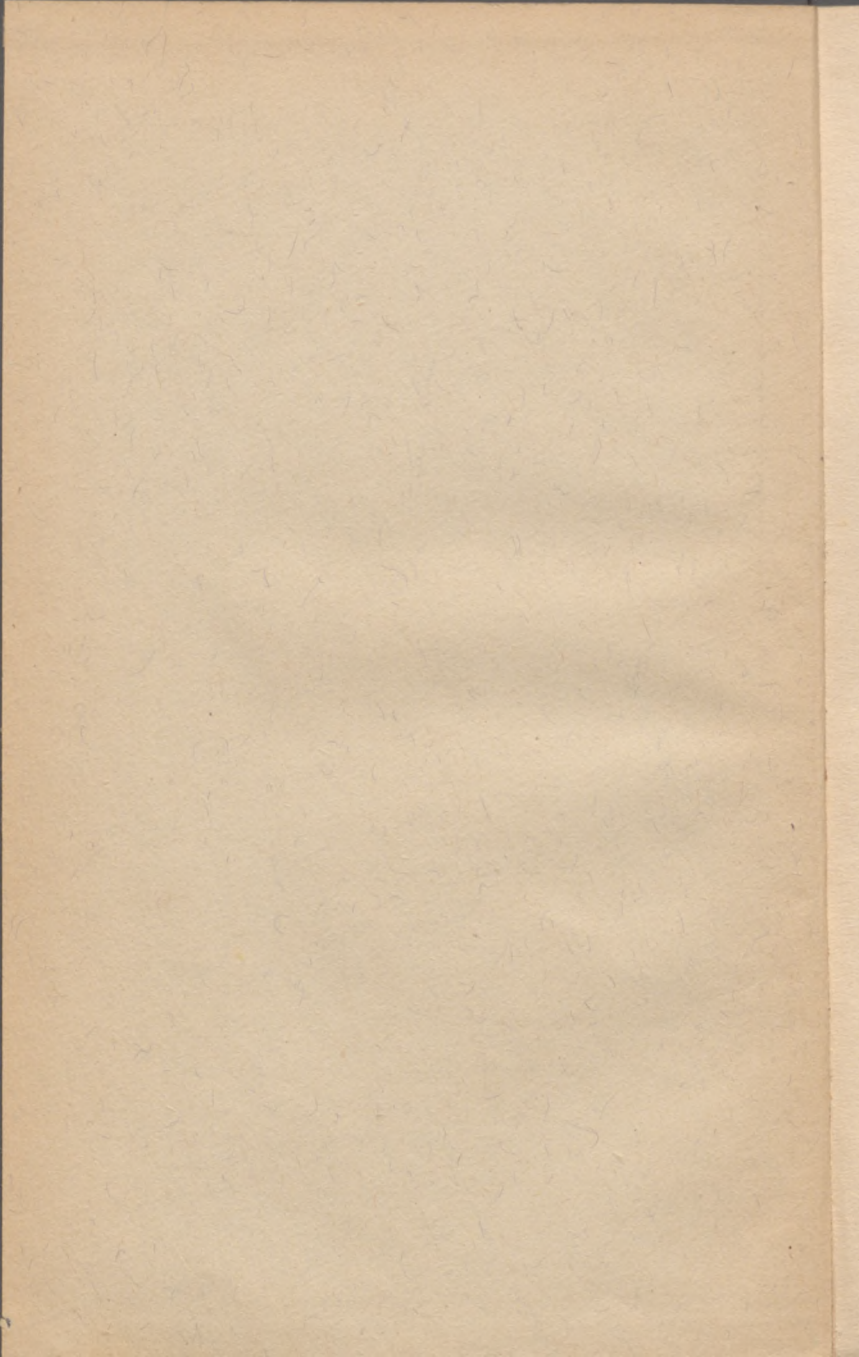
BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS



•1938•
Japan







BIBLIOTHEK
der
U n t e r h a l t u n g
u n d d e s
W i s s e n s

62. JAHRGANG

1938
✓

DEUTSCHE VERLAGS-EXPEDITION
Herausgeber Georg von Soltzbrinck
STUTT GART

JAPAN!

Unheimlich wirkt nur das Unbekannte, Geheimnisvolle auf uns Menschen, und weil die Kenntnis um das wirkliche Japan bei den europäischen Völkern und Staaten sehr gering ist, wirken die Japaner und ihr kraftvoller Staat wie ein Alpdruck auf das alte Europa.

Zwischen Deutschland und dem Lande der aufgehenden Sonne haben sich in den letzten Jahren die kulturellen und politischen Beziehungen vertieft. Wir betrachten es deswegen als eine ebenso schöne wie interessante Aufgabe, Sie durch einen Japanband in neuer Form mit diesem Volk vertraut zu machen. Wir geben nicht etwa den Eindruck wieder, den ein einzelner Schriftsteller von Japan gewonnen hat, sondern wir bringen eine Fülle von Beiträgen, die zur besten europäischen Literatur über Japan oder aber sogar zur anerkanntesten, original japanischen Literatur in deutscher Übersetzung zählt.

Wir glauben Ihnen auf diese Weise den tiefsten Eindruck von dem japanischen Menschen, seiner Einstellung zur Frau, zur Pflicht, zum Soldatentum, zur Politik, zur Kunst und zur Liebe geben zu können. Wir wissen, daß die von uns gewählte Lösung des Themas mehr als ein flüchtiges Lesen erfordert. Wir sind aber sicher, daß eine solche Programmgestaltung Ihren eigenen Wünschen entspricht.

Besondere Freude werden Sie an unseren Bildberichten haben, denn wir sind in der glücklichen Lage, die besten Aufnahmen von der wunderschönen Landschaft Japans, von seinen Menschen, seiner Kunst und Technik zu zeigen.

Unser Wunsch für diesen Band ist aber, daß der Japanband für Sie eine Quelle der Unterhaltung und des Wissens werden möge.

*



O Joni San

Novelle von Alma M. Karlin

I.

Ganz langsam schwebte ein Kranich über das Reisfeld. Der junge Japaner in europäischer Tracht, einen schweren Rucksack auf dem Rücken, schaute plötzlich staunend an sich nieder und murmelte: „Diese fremden Kleider passen nicht zu mir! Ich bin wie ein Ding, das man in einen falschen Koffer gepackt hat.“

Wacher als zuvor setzte er seinen Weg fort. Das war seine Heimat, sie, die er in der kalten Einsamkeit des Westens oft als lockendes Trugbild vor sich zu sehen geglaubt hatte, und an die ihn Brauch und Liebe banden. Sie schien ihm wertvoll und dennoch fremd wie ein Schmuckstück, das man vor vielen Jahren aus der Hand gelegt hat, und dessen Schönheit nun von neuem überrascht.

Tief neigten sich die Ähren des Reises unter dem Anprall des Morgenwindes.

Wie oft hatte er als Knabe einen schulfreien Tag gehabt, um in den schlammigen Reisfeldern waten und schädliche Insekten fangen zu können! Warum lag später nie mehr so viel Sonnengold auf wachsenden Halmen wie in seliger Kinderzeit? Wurden die Augen so schnell trübe oder lag der Zauber jedes Dinges einzig in seiner Neuheit?

Ein Europäer hätte den Gedanken beiseitegeschoben, der Asiate hielt ihn fest und zerlegte ihn, während seine Füße das kurze Gras am Rande der Reisfelder niederdrückten. Blau und dunstet zeigten sich die langentbehrten Höhen in der Ferne, und vertraute Gerüche erweckten plötzlich eine Flut halbver-

geffener Erinnerungen aus frühester Kinderzeit. Erschrocken prallte er zurück.

„Geruht die Lästigkeit meines Erscheinens zu entschuldigen“, stammelte er, aus seinen Grübeleien auffahrend, als er sich so jäh einer am Wegrand schmausenden Gruppe von Feldarbeitern gegenüber sah.

„Der ehrenwerte Platz wartet auf den willkommenen Gast“, erwiderte der Dorfälteste schlicht, und die übrigen Bauern schoben sich rasch enger zusammen, um Raum zu geben. „Alles zu seiner Zeit“, fuhr der älteste der Anwesenden fort, während er schnell eine Tasse Grüntee anbot, „und alles am rechten Ort. Arbeit und Rast, der Priester im Tempel und die Geisha bei Festlichkeiten.“

„Ja, ja“, pflichtete einer der anderen bei, „der Wagen ist eine Scheune, die in allen Fugen fracht, wenn sie leer ist.“

„Ein leerer Korb hat keinen sicheren Boden“, sagte der Mann, an dessen Seite sich Yamawaki san niedergelassen hatte. „Ein voller Bauch und ein voller Beutel lassen das Leben immer rosiger erscheinen.“

Kalter Reis mit geschabtem Katsubushi — dem Bonito-fisch, der in Scheiben geschnitten und getrocknet wird, bis das Fleisch eher Holz als Fisch gleicht — war alles, was die Arbeiter als Mundvorrat bei sich hatten, doch teilten sie das bescheidene Mahl gerne mit dem Fremden. Aus zwei steifen Stengeln wurden geschickt Eßstäbchen gemacht. Die Leute hatten ihre Stäbchen in schmalen Lackbehältern, die leicht im Gürtel oder im Kimonoärmel aufbewahrt wurden.

Schweigen umfing die Essenden. Es gilt als unschicklich, bei Mahlzeiten zu reden. Nur die Weißgesichtigen sprachen immer mit vollen Backen. Das war Barbarensitte, die nicht nachgeahmt werden durfte.

Während er mit den Stäbchen den kalten Reis zu einer handlichen Kugel drehte, schweiften die Blicke des Heimkehrers über die weite Ebene, die sich allmählich zu welligen Hügeln wölbte und sich gegen Westen am Fuß einer mächtigen Bergkette verlor.

„Ist es noch weit bis zum Ort, dem die Füße des ehrenwerten Unbekannten zustreben?“ erkundigte sich bescheiden der Dorfälteste und schenkte frischen Grüntee ein.

„Meine schmutzige Hütte liegt im Schatten jener hohen Berge“, erwiderte Yamawaki san, die Tasse in Empfang nehmend und sie nach und nach ausschlürfend.

Langsam lösten sich die Zungen, Worte kamen und gingen, alle ins Festkleid höflicher Reden gehüllt, doch nichts Persönliches wurde berührt, denn um den Wanderer war noch ein Luftkreis des Westens, eine lang auferzwungene Zurückhaltung, ein bewußtes und gewolltes Verwischen der Eigenart, um nirgends anzustoßen, um niemandem ins eigene Herz schauen zu lassen.

„Domo arrigato de gozaimas . . .“ murmelte Yamawaki san, sich erhebend und sich mit gekreuzten Armen zuerst vor dem Dorfältesten, hierauf vor den übrigen Arbeitern verneigend, ehe er seine Wanderung fortsetzte.

„Was bin ich heute? Ich bin weder Fisch noch Frosch!“ dachte er unzufrieden, „weder ein echter Europäer noch ein hundertprozentiger Japaner, sondern ein Zwitterding, in dem Westen mit Osten kämpft.“

Eine leise Traurigkeit klang in ihm auf. Er wünschte sich von etwas zu befreien, das in seinem Innern Wurzeln geschlagen hatte und das seine Eigenart zu ersticken drohte.

„So darf es nicht werden“, überlegte er. „Was ich drüben, im Land der kühn, aber sprunghaft Handelnden erlernte, darf

mir höchstens im Alltagsgetriebe nützen. Mein Fühlen und Denken jedoch müssen japanisch bleiben, sonst werde ich nichts als eine wertlose Halbheit sein.“

Nach diesem Entschluß schritt er wieder zuversichtlicher den Bergen zu, die nun im Mittagsglast vor ihm lagen und ihn zu rufen schienen: nicht in Worten, sondern wie eine Mutter ihr Kind ruft: mit dem Herzen . . .

II.

Je mehr sich der junge Mann den hohen, vorwiegend kahlen Bergen näherte, desto klarer sah er das erste der ihm von Kindheit an vertrauten Dörfer wieder vor sich liegen. Mitten auf jedem hinsengedeckten Dach stand, zumeist strohumwickelt, der Wasserbehälter, der ausgeschüttet wurde, sobald Feuergefahr im Anzug war oder der Wind von irgendwoher Funken über das Dach fegte. Den Kern des kleinen Dorfes bildete ein Tempel, und Haus schmiegte sich eng an Haus, um nicht mehr als unerlässlich vom ertragfähigen Boden wegzunehmen. Reiskörbe und Reisschaukeln lagen überall vor den Häusern umher.

„Irrashai, irrashai“, rief der Wirt des einzigen Teehauses, als der junge Wanderer vorbeihasten wollte, und nach kurzem Zögern ließ sich Yamawaki san auf der rotbespannten Bank im winzigen Gärtlein nieder. Tisch und Sitz zugleich war diese niedere Sitzgelegenheit, doch warfen ein Dattelpflaumenbaum und eine Bambusgruppe etwas Schatten darauf.

Der Wirt verschwand, um frischen Tee zu holen. Der Heimgekehrte betrachtete die offene Veranda mit ihren Windglocken, ihren Zikaden in zierlichen Käfigen und ihre auf schmale Holztäfelchen geschriebenen Sprüche mit den kühl prüfenden Blicken eines Ausländers.

Er las:

Tu alles mit Eifer, ob du spielst oder lernst.
Bürde niemandem Arbeiten auf, die du selbst ver-
richten könntest.

Entwickle jederzeit deine Tugenden, dann werden
sich auch die deiner Dorfgenossen entwickeln.

Unwillkürlich dachte er: „E i n e Ursache unserer Volkskraft liegt zweifellos in dieser eisernen Selbsterziehung. Im Westen strebt man das Beherrschen anderer an; wir wollen zuerst Herren über uns selbst sein.“

Der Besitzer des Teehauses kehrte nicht allein zurück, sondern war von zwei weiteren Gästen begleitet, die sich als Schulgefährten Yamawakis entpuppten. Der eine war Landwirt, der andere Dorfschuhmann geworden. Sie begrüßten den Heimgekehrten mit vielen höflichen Worten und bestürmten ihn hierauf mit vielerlei Fragen.

Yamawaki san fand es schwer, richtige Antworten zu geben. Was wußte er im Grunde von den Gersten- und Weizenfeldern Mitteleuropas? Wie vermochte er zu sagen, welche Kartoffelernte sich besser in der Ebene und welche sich besser auf den Hängen der Berge bewährte? Und nun sollte er gar von der Seidenraupenzucht in Italien und von den Blumenfeldern in Holland berichten! Er hatte Rechts- und Staatswissenschaft, Sprachen und Geschichte studiert, hatte sich die Errungenschaften moderner Technik zeigen und erklären lassen und war lange ein Mitgefangener in den Steinirrgärten westlicher Großstädte gewesen, aber hatte er den Kern westlicher Kultur wirklich erfaßt? Hier, angesichts dieser beiden ehemaligen Gefährten, kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er bei allem Fleiß und bestem Willen nichts als

die Außenseite Europas und der Europäer kennengelernt hatte.

„Was treibt die Weissen, wie Wasser ein Rad treibt?“ fragte der Wirt.

Jamawaki san fühlte, daß auch seines Vaters Bruder so fragen und daß er wie jetzt antworten würde: „Ehrgeiz, Habsucht, Latendurst.“ Dennoch war er seiner Sache nicht gewiß. Vielleicht war dieses ruhelose Hasten nur Flucht vor dem eigenen Ich, das im Lärm immer ungeheuerlicherer Erfindungen nicht mehr zu hören war und das, wenn es sich doch regte, betäubt werden mußte, um nicht zum Ankläger zu werden, denn ging in diesem wüsten Taumel nicht alles unter, was einem Menschendasein Wert verlieh?

Er schaute an den ersten blühenden Chrysanthemen vorbei über die unendlichen Reisfelder. Wie buddhistische Mönche in gelben Gewändern wirkten die tiefgeneigten Ähren im weichen, kaum merklichen Scheiden der Sonne hinter den hohen Bergen. Eine andachtvolle Stille senkte sich auf Menschen und Landschaft. Der Atem der Natur fand sein Echo in den tiefen Atemzügen der drei stumm Verharrenden.

„Was ist deine ehrenwerte Beschäftigung von Sonnenkommen bis zu Sonnengehen?“ brach Jamawaki san endlich das andauernde Schweigen.

„Ich forste die nahen Hügel auf, das ist unsere Bauernart, uns Denkmäler zu setzen“, erwiderte der Landwirt lachend. „Sonst arbeite ich bei schönem Wetter an der Verbesserung meiner Felder und bei schlechtem Wetter an der Verbesserung meines Geistes.“ Er füllte sich eine der fingerhutgroßen japanischen Pfeifen, die nach zwei Zügen schon leer geraucht sind.

„Ich sorge für Ordnung“, entgegnete der Dorfschutzmann

ein wenig großtuerisch. Die Uniform erkreute ihn immer wieder. Sie war sein Mantel der Würde, das sichtbare Zeichen seiner Macht.

„Es muß schwer und oft unangenehm sein, immer mit schlechten Menschen umgehen zu müssen“, sagte Yamawaki san und seufzte.

„Nicht schlecht, nicht schlecht“, unterbrach ihn beinahe ärgerlich der Schuhmann, „nur unbesonnen, unwissend. Ich bin jedermanns Freund, und alle fragen sie mich um Rat. Wenn Streit in einer Familie ist, gehe ich hin und bemühe mich, Frieden zu stiften. Soll Kunde von unserer Unverträglichkeit in die Welt hinausflattern und Schande über unser Dorf bringen? Nein, nein! Führt sich eine junge Witwe nicht ganz richtig auf — Geld ist auch für die Schwiegereltern eine angenehme Sache, und wozu wurden Frauen geboren? — so spreche ich im Vorüberhasten ein Wort der Warnung. Junge Leute sind junge Leute, doch zu viel Liebe und zu viel Saké tut nicht gut. Und wenn ein Fremder in unsere Gegend kommt, dann besuche ich ihn so lange, bis ich alles weiß, was ihn betrifft. Ist er ein wünschenswerter Gast, so mag er bleiben und unseren Schutz genießen. Wenn nicht, gibt es viele Wege, ihn zu entfernen. Ich strafe nicht“, er lächelte plötzlich, „ich verhüte nur Unrecht.“

„Unser kleines Gefängnis im drittnächsten Dorf von hier ist leer“, frohlockte der Wirt. Diese Tatsache gab dem Heimgekehrten viel zu denken. Im Westen bestrafte man. Der Schuhmann war nur Feind, nicht Freund.

„Warum hat man mich nach Europa geschickt“, dachte er, „wenn wir doch besser um all das wissen, was wesentlich ist?“ Er nahm Abschied von seinen ehemaligen Schulgefährten, denn ihm war es, als riefen sie über eine Schlucht zu:

einander, eine breite Schlucht, in die viele Worte im Flug versanken . . .

Wieder ging er über die schmalen Wege zwischen den Felsblöcken den Bergen zu, an die sich sein Dorf klammerte.

Der Wirt und die beiden Gäste schauten ihm sinnend nach.

„Er ist wie ein Vogel, der lange im Käfig gewesen . . .“ seufzte der Landwirt und leerte die letzte Tasse Grüntee.

„Alles, was unfrei ist, läuft Gefahr, zu verkommen oder seine Eigenart zu verlieren“, erwiderte der Schutzmann. „Deshalb sperre ich auch niemanden gerne ein. Überdies halte ich nichts, gar nichts, von den Dingen der Weißgesichtigen. Sie wissen nicht zu leben, weil sie Sturmwolken gleichen, die keinen Ruhepunkt haben.“

„Weise in der That ist der ehrenwerte Ausspruch“, stimmte der Wirt bei. „Ein tosender Stießbach treibt manches Rad und bricht auch manches Rad. Ein stiller See aber verbindet Ufer mit Ufer . . .“

Hierauf trennten sie sich.

III.

„Wo liegt das Haus Tsudo Kuroda sans?“ fragte der junge Wanderer, als die Sonne die Spitzen der Höhen erreicht hatte und der Weg zu den Bergen gabelförmig auseinanderlief.

„Eine halbe Meile zur ehrenwerten Rechten“, entgegnete der Feldarbeiter und zeigte gegen Nordwesten. Er betrachtete den Fremden einige Augenblicke schweigend, ehe er — schon im Weiterstreiten — etwas vor sich himmurmelte, das Yama-waki san nur undeutlich auffing und staunend wiederholte: „Ein Haus, über dem der Neumond steht?“ Was bedeutete das? In den mehr als sechs Jahren seiner Abwesenheit waren ihm viele Redewendungen des eigenen Volkes fremd gewor-

den, weil er stets bemüht gewesen war, die bündige Ausdrucksweise der Weissen nachzuahmen.

Diesmal war er indessen nicht geneigt, einen Gedanken bis in alle Wurzeltiefen zu ergründen, denn ein Bild hielt seine Sinne in Unruhe.

O Toni san . . .

Er hatte sie von klein auf gekannt, dieses Nachbarskind seines Vaterbruders. Wie eine Pflaumenblüte im Schneegestöber des Vorfrühlings war sie ihm erschienen, rein und schön in prunkloser Art, flug ohne Hochmut und ernst ohne Trübsinn.

„Sie wird hinter meinem Reistopf sitzen und meine Schale füllen“, hatte er gedacht, und jedesmal war ihm bei diesem zweifelnsfremden Hoffen warm ums Herz geworden.

Unmerklich glitt die Zeit an den beiden Kindern vorüber. Die Kirschblüten entflatterten und die Chrysanthenen welkten dahin, um neuerdings zu grünen und zu blühen. Er zählte die Jahre nicht, denn O Toni san war ihm wie die Berge der Heimat, wie die schlammigen Reisfelder, wie die Kronen der alten Föhren am Hügelrand; etwas Unverlierbares, ein Teil seines Lebens. Wenn im dritten Mond des jungen Jahres der warme Wind aus dem Süden blies, weiche Düfte aus der fernen Südsee auf seinen Schwingen, legte er schweigend die ersten Pflaumenblüten auf Toni sans Türschwelle, legte sie auf die gelben Strohsandalen, die wie lichte Täubchen auf dem grauen Stein saßen, und wenn die letzten Kiriblätter wie goldene Fächer im Herbstwind trieben, stellte er immer eine langgehegte, reich blühende Chrysantheme neben die hohen Getas, die O Toni san bei schlechtem Wetter trug . . .

Von Liebe wurde nicht gesprochen. Sprach man von dem, was selbstverständlich war? Das Meer rauscht an den Klippen

empor, der Bergquell benezt die Felsen und über der Erde wölbt sich der Himmel, einfach weil es so sein muß.

Eines Tages vor nun sieben Jahren hatte ihn seines Vaters Bruder zu sich gerufen und gesagt: „O Daisuke, ich siehe an dem Ort, an dem dein ehrenwerter Vater stünde, wenn ihn die Götter nicht hinweggerufen hätten! Sohn, wer Reisfelder besitzt, kennt zwar keinen Hunger und steht mit beiden Füßen fest auf der Erde, doch wessen Kopf voll mächtigen Wissens ist, gleicht einem Berg, den nichts erschüttern kann. Über das Land mag Zerstörung kommen, er aber bleibt unberührt. Gespart haben wir alle, die wir von einer Sippe sind, um dich studieren zu lassen. Später wirst du es uns zurückzahlen in Ehren und in Freude, mit erworbenem Wissen und geläutertem Willen. O Daisuke, die Tore der Welt öffnen sich dir! Du sollst nach Europa reisen und das Tun der Barbaren kennenlernen, sollst ihre Schulhäuser besuchen und ihre Tempel in Augenschein nehmen. Ergründen sollst du, worin der Kern ihrer Macht liegt, und das, was du gesehen hast, hier verwenden.“

Da war es ihm gewesen, als stünde er unter goldenem Torii. Er, der Sohn einer unbemittelten Witwe, würde wie ein Fürstenkind bis an das andere Ende der Welt reisen und da vielleicht jahrelang wohnen dürfen? Ihm sollte es vergönnt sein, auf großem Schiffe an Ländern vorbeizufahren, von denen er hundertmal mit heimlichem Sehnen gelesen hatte? Ausgerechnet ihn, den Knaben aus stillem Bergdorf, schickte man aus, das Wissen des Westens in sich aufzunehmen?

Vor Staunen war er stumm geblieben.

Da ging im Nachbargarten O Tani san mit ihrer kleinen Schwester unter Glyzinienbogen dahin und sein eben noch

freudebetäubtes Herz schlug plötzlich dumpf wie ein Totengong.

„Soll ich viele Jahre im Land der Barbaren zubringen?“ hatte er mit rauher, merkwürdig unsicherer Stimme gefragt.

„So lange dein Studium es erfordert — vier oder selbst fünf Jahre. Was man tut, soll man immer gründlich tun, denn Halbwissen ist schlimmer als Unwissen.“

Vier oder fünf Jahre! Jeder Berg wirkt nieder, wenn man ihn erstiegen hat, jeder Zeitabschnitt scheint kurz im Rückblick. Diese fünf Jahre in der Fremde waren ihm wie das halbe Leben. Schüchtern hatte er gestammelt, ob es ihm gestattet werden könnte, seiner alternden Mutter eine Tochter zu schenken.

Die Sippe hatte den Fall erwogen und dann abgelehnt. Es war nicht gut, wenn die Gedanken immer einem Orte zustrebten, an dem man nicht war. Der Westen sollte ihn fesseln, ohne ihn zu binden. Fünf Jahre waren wie fünf entschwebende Kraniche, gar schnell vorüber. Dann würde man sehen . . .

Einen knappen Monat später war er schon an Formosa entlang einer unbekanntten Zukunft entgegengefahren und die Dörfer inmitten der Reisfelder lagen anscheinend tausend Jahre hinter ihm. Nur im Bergdorf oben, das wußte er, weinte in der Stille der Nacht eine alternde Mutter um ihren einzigen Sohn.

*

Bis vor ungefähr zwei Jahren hatte er D Toni san drei- oder viermal jährlich irgendeine Kleinigkeit als Gruß geschickt: ein Haarband aus Paris, einen Fächer aus London, oder Lebkuchen aus Nürnberg, einer Stadt, die er besonders anheimelnd fand, weil die alten Tore ihn an die Burgen der Daimyos erinnerten.

„Die halbe Welt liegt zwischen uns“, pflegte er sich zu sagen, „und aus diesem Grunde darf ich mir solche Freiheiten erlauben. Sie können unmöglich falsch gedeutet werden. Wird D Toni san nicht schon bald hinter meinem Reistopf sitzen?“

Am einem kalten Wintertag um die vorletzte Jahreswende in Europa hatte ihn jedoch ein Schreiben seiner Mutter erreicht, in dem ihm befohlen wurde, D Toni keine Gabe mehr zu schicken, da sie seit einigen Wochen die Tochter der Mutter Tsudo Kurodas geworden war.

Von da ab hatte er kein Heimweh mehr verspürt und sich auch nicht gekränkt, als aus den ursprünglich bestimmten vier oder fünf Jahren mehr als sechs geworden waren.

Nun aber, über die Reisfelder heimkehrend, wünschte er plötzlich das Haus zu sehen, in dem D Toni der Mutter eines anderen Mannes Dienste erwies. Vielleicht starb dann das Leid in ihm, wie bei jenem Brief alles Heimweh in ihm gestorben war . . .

Die Sippe der Kuroda war reich in dem Sinn, daß sie — wie sein eigener Vaterbruder — viele Reisfelder besaß. Das Haus des jungen Tsudo Kuroda lag inmitten der Felder und hatte nur vorne einen breiten Rasenfleck. Das Gold der scheidenden Sonne fiel schräg auf das geschweifte Dach, während über den Rasen schon bläuliche Schatten tanzten. Am Wegrand flatterte ein windzerfetztes Tuch von einer Stange, neben der ein Holzgefäß mit einem Holzschöpfer darin auf niederer Bank stand.

Yamawaki san starrte darauf und blieb wie angewurzelt stehen.

„Die fließende Beschwörung!“ murmelte er und betrachtete mit stierem Blick das geweihte Tempeltuch, mit dem der Abendwind spielte.

Eine junge Magd kreuzte den Rasen.

„Ist das wirklich das Haus des ehrenwerten Tsudo Kuroda? fragte er und merkte, wie seine Stimme ihm selbst fremd geworden war. „Welcher Art ist der Kummer . . .?“ begann er und brach ab. Wußte er denn nicht wie jeder andere Japaner, daß man die fließende Beschwörung nur ausführte, wenn eine Frau im Kindbett gestorben war.

„Die ehrenwerte Mutter des Söhnchens unseres Herrn und Gebieters harret am Rande des himmlischen Flußbette, bis das Tuch von Regen und Sonnenschein aufgelöst und die ruhelose Seele befreit ist“, entgegnete die Dienerin mit gesenktem Haupt. „Deshalb trockne ich auch die Wäsche des Kleinen nicht im Freien, denn dann würden die Tränen der Mutter daraufrollen und das Kind würde Heimweh empfinden nach der Dahingeshiedenen und ihr nachgehen wollen.“

„Ja, es würde ihr folgen“, sagte Yamawaki leise, grüßte leicht und trat an die niedere Bank am Wegrand.

Dreimal tauchte er den Holzschöpfer tief in das Wasser und ließ es über das geweihte Tuch fließen, dreimal sprach er leise die Sutra für die Toten, dann glitt der Schöpfer zurück ins wassergefüllte Gefäß und der junge Mann setzte seinen Weg fort.

„Schade, daß man sein Herz nicht auch an eine Stange binden und im Winde zerflattern lassen kann“, dachte er bitter. „Leben muß ich, leben, und bin nichts als ein wertloser Spielball des Schicksals, ein Ball, der die Farbe zweier Kulturen trägt.“

Die Sonne verschwand hinter den Bergspitzen und von tiefen Schatten umflossen flatterte das geweihte Tuch im Wind . . .

Daisuke Yamawaki mied von da ab die Nähe der Dörfer. Selbst seinem Vaterbruder wollte er lieber erst am folgenden Tage Bericht erstatten. Was immer der Westen ihm genützt oder geschadet haben mochte, sein Selbstverfügungsrecht hatte er in hohem Maße geweckt. O Toni san war se i n gewesen. Als kleine Kinder hatten sie miteinander gespielt, und später hatten ihre Blicke, ihre Gebärden weitergeredet, wenn auch die Lippen, alter Sitte gehorchend, geschwiegen hatten, und dann, als sie sich der Reise näherten, war über sie beide wie über leblose Dinge verfügt worden.

O Toni san . . .

Am seinem Knabenhimmel war sie der junge Mond gewesen. Nun war alles, was von ihr geblieben war, das winzige Menschsternlein und dieses geweihte Tuch, das Regen, Sonne und Wind allmählich auflösten.

Die Reisfelder blieben zurück, ein steinigtes Flußbett mußte durchquert werden, ein steiler Bergpfad führte höhenwärts. Im Bambus raunte und klagte der Wind und leise knisterten die Nadeln der alten Föhren. Wolken, die nach und nach aufgestiegen waren, schossen über den Mond, so daß Licht und Schatten ununterbrochen wechselten.

Das Schweigen der frühen Herbstnacht umfing den Wandernden. Müde waren seine Schultern vom schweren Rucksack, viel müder noch das Herz von der Last, die ihm aufgebürdet worden war.

O Toni san . . .

„Ich bin wie verwandelt“, dachte er bitter, „selbst die vertrauten Wege sind Fremdlinge geworden . . .“

Die Hügel wurden zu Brücken, die aus dem fruchtbaren

Tal in die Kahle der Berge führten. Als Yamawaki san hinter einigen verwitterten Föhren hervortrat, sah er auf halber Bergeshöhe unklar die Umrisse seines Heimatdorfes.

„Da habe ich meine Kindheit verlebt . . .“ dachte er, und plötzlich wußte er, was da in ihm durch alle Trauer aufklingen wollte. In diesem Dorferwartete ihn jemand, der ihn auch liebte, jemand, der ihm nicht genommen werden konnte: seine Mutter!

Wie hatte er sie so lange zu entbehren vermocht? Warum hatte der Gedanke an sie nicht schon früher seine Schritte beflügelt? Oder würde er auch sie verändert finden, fremd, ihm unverständlich geworden? Fand er zu nichts mehr zurück, was einmal sein gewesen war?

Rascher als zuvor eilte er den engen Pfad hinauf. Ganz oben war ein Felsvorsprung, von dem aus man das weite Tal überschauen konnte. Mühsam kletterte er von unebenem Stein zu unebenem Stein, stolperte vorwärts, bog um die Ecke, schon wieder völlig in sein düsteres Grübeln versunken. Da regte sich etwas im Tieffschatten und ließ ihn zusammenfahren.

Eine trauerdurchzitterte Frauenstimme beruhigte ihn.

„Ehrenwerter Unbekannter, fürchte dich nicht! Nur ein altes dummes Weib sitzt hier Abend für Abend und schaut über die Reisfelder, schaut gegen Osten. Einmal ist mein einziger Sohn über diese Ebene von mir gegangen, und seit nahezu sieben Jahren sitze ich hier und warte, wenn es Abend wird, denn einmal wird er wohl heimkehren . . .“

„Er ist heimgekommen“, sagte Daisuke Yamawaki und sank der Frau zu Füßen. Durch den Schatten zitterte etwas wie ein Schluchzen.

Vielleicht war es nur das Raunen des Windes im Bambus tiefer unten im Tal.

*

Im kleinen Häuschen regnete es Befehle auf jemanden in der Küche. Yamawaki san saß in der großen Badetonne und wusch sich viel Reifestaub vom Leib und viel Leid von der Seele. Auf dem Hibachi, dem Holzkohlenbecken aus blauem Porzellan, surrte das Teewasser, und durch das nachtsille Dorf fegte der Wind Steinchen und Sand.

Im kühlen Yukatajifimono, die nackten Füße auf den gelblichen Tatamis, den teppicherlegenden Matten von Japan, stand er endlich im schlichten Wohnraum seiner Mutter gegenüber, die bei aller Geschäftigkeit ihn doch verstohlen musterte und dachte: „Er ist Mann geworden, groß und schön und weise. Nun ist er der Herr und Gebieter dieses Hauses, der Opfernde vor der Ahnentafel. Fürwahr, so binden die drei Gehorsamsketten uns Frauen immer an irgendein männliches Familienglied: zuerst an den Vater, später an den Gatten und zuletzt an den Sohn.“

„Heilig sind mir deine Wünsche, o ehrenwerte Mutter“, sagte er und verneigte sich.

„O Daisuke, mein Herz schlägt wie ein Freudengong. Geruhe dich zu setzen! Der Go han ist im Werden“, und während er sich auf eins der flachen Kissen niederließ, eilte sie hinaus, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Die Starre der Fremde wich langsam von ihm. Das war sein Heim! Diesen Mittelpfeiler des Hauses neben der Ehrennische hatten seine Kinderhände oft zu umspannen versucht, und der Tintenlecks am untersten Rande des Rollbildes, das Tizo, den Beschützer aller Schutzlosen, darstellte, war die Spur seiner Finger.

Beinahe lautlos glitt die Schiebetüre in die Rinne. Es mochte die Dienerin seiner Mutter sein, obschon er kaum glauben konnte, daß sie dauernd Hilfe hatte. Gleichgültig drehte er sich halb um.

„D Toni san!!“

Ganz aus der Fassung gebracht sprang er hoch.

„D Hana . . .“ lachte das junge Mädchen, „D Tonis jüngste Schwester.“ Ein warmer Blick traf ihn, denn sie wußte um eine Liebe, die stumm geblieben war. Sie dachte auch an das Tuch, das im Tal unten wehte . . .

Später, als Mutter und Sohn sich allein gegenüberaßen und D Hana san im Nebenraum das Lager für den Heimgekehrten richtete, sagte die alte Frau: „D Sohn, manche Wünsche gleichen Blumen, die abfallen, ehe man imstande war, sie zu pflücken. Vieles hast du in den Ländern der weißen Barbaren gesehen, und dein Kopf ist mit reichem Wissen gefüllt, aber im Leben muß auch das Herz seinen Teil haben. Ich bin alt, o Frucht meines Leibes, und daher glaubte ich, daß du mir gerne eine Tochter geben würdest. D Hana san lebt seit vielen Monden wie eine Tochter bei mir. Wenn du es jedoch willst, so mag sie wieder heimgehen . . .“

„Sie gleicht D Toni san . . .“ erwiderte er, ohne aufzuschauen.

„Zwei Kirschblüten am gleichen Zweig könnten nicht ähnlicher sein, nur ist ihr Herz froher. Ach, Sohn, die Götter geben, aber Karma nimmt hinweg . . .“

„Wie eine Pflaumenblüte im Frühlings Schnee war D Toni san . . .“ sagte er träumend.

„Und D Hana san ist wie eine Kirschblüte im Frühlingsmorgenlicht“, erwiderte die Greisin leise. „Pflaumen frieren leicht ab . . . auch der Duft der Bergkirschblüte erquickt den einsamen Wanderer . . .“

„Gütig und weise sind Mütter“, sagte D Daisuke halb wehmütig, halb belustigt. „Möge D Hana san der Ehrenwerten, deren gehorsamer Sohn ich bin, eine liebende und sorgende Tochter werden!“

„Und dich mit vielen Söhnen beglücken!“

Ihre Worte hatten den Klang eines Segenswunsches.

Das Lager war bereit, die äußeren Schiebewände gegen Wind und Wetter geschlossen. Feierlich geleiteten beide Frauen den Herrn des Hauses zur Ruhe. Als er sich schon behaglich auf die Futons, die Steppdecken, die ein japanisches Bett darstellen, ausgestreckt hatte, verneigten sich beide tief, berührten mit der Stirne dreimal die Matten zum Gruß und riefen wie aus einem Munde: „Dyasu ni nasai!“ (Schlaf zu empfangen gnädigst geruhe!)

Hierauf glitt die leichte Schiebetür in die Rinne zurück und D Yamawaki san war allein.

„Das ist Heimat“, flüsterte er und fühlte sich vom Bann fremder Art erlöst, „Heimat und Mutter und . . .“

Er vollendete den Satz nicht, sondern versank in langes Nachsinnen, doch als alles im Nebenraum still geworden war, sagte er ganz leise vor sich hin: „Mögest du das Flußbett des Himmels in Frieden kreuzen und im Garten Amida Buddhas erwachen, D Ioni san!“

Die Minamotos

Geschichte eines vierhundertjährigen Fluches

Von Hanns Maria Lux

Ito

In jenen Jahren, als weiße Abenteurer und Freibeuter sich anschickten, in das verschlossene Inselreich „Dort, wo die Sonne aufgeht“ einzudringen, lag der Kaiser des Landes, der Tenno Go Tsutsi, in erbitterten Kämpfen mit den Fürsten und Feldherrn seines Reiches. Städte und Dörfer waren von den Flammen verzehrt, die Reisfelder zertreten, die Bauern gemartert und erschlagen, und durch den einstigen Frieden des Landes zogen schreiende Soldaten. Die Hauptstadt lag verlassen da, und der Mikado hatte in der festen Burg zu Nagoya Schutz gefunden.

Der Besitzer des Schlosses war der Ritter Ito Minamoto, ein junger Mann, der ehemals als Page am kaiserlichen Hof gedient hatte. Er war von schlanker Gestalt. Die Stirn sprang steil zum Ansatz der Haare hinauf, die Augen schienen nach innen zu lodern, und die Lippen waren zu einem scharfen, dünnen Band zusammengepreßt.

Minamoto war im Laufe weniger Jahre zum Vertrauten seines hohen Herrn geworden, der sonst, von einem feindseligen Mißtrauen erfüllt, die Menschen haßte und ihre Nähe floh. Der Ritter aber durfte furchtlos und leichten Fußes durch den erhabenen Palast schreiten, der in seiner Bauweise dem heiligen „Dreimaldrei“ des Himmels entsprach, weil er wie dieser neun Wohnungen enthielt, neun Tore und neunundneunzig Gemächer. Minamoto war das hohe Amt über-

tragen, an jedem Tage zur Stunde des Hahnenschreies dem erwachenden Tenno die heilige Schriftrolle vorzulegen, auf der die Worte standen: „Ich, Enkel der Sonnengöttin, gebiete über zehntausend Streitwagen. Wer ist stärker als ich, der Tenno! Bin ich aber der Glückliche unter den Menschen? Ich frage mich täglich: Reifen die fünf Feldfrüchte meines Landes? Steht auf den Gesichtern meiner Bauern die Farbe des Kummers? Wenn die Früchte reifen und die Menschen glücklich sind, so habe ich mein hohes Amt recht verwaltet. Denke immer daran, Kaiser des Reiches! Die göttlichen Ahnen mahnen dich.“

Seit jenen glücklichen Jahren aber hatte sich die Welt verändert: die fünf Feldfrüchte des Landes reiften nicht mehr ins Licht, auf den Gesichtern der erschlagenen Bauern lag das Grauen, Ruhe und Frieden waren gestorben und der Kaiser auf der Flucht vor den Rebellen. Er gebot nicht mehr über zehntausend Streitwagen, nicht einmal mehr über einen einzigen: furchtsam und aller Welt gram verbarg er sich in der festen Burg seines Freundes Minamoto zu Nagoya.

Zweiundzwanzig edle Samurais verteidigten mit neunundneunzig Knechten, Frauen, Greisen und Kindern das hart bedrängte Schloß, von dem der größte Teil bereits in den Händen der Feinde war. Die zweiundzwanzig Ritter waren meisterliche Bogenschützen, und ihre Pfeile schnellten von der Sehne wie lautlose Falken auf die Rebellen herab, ohne auch nur einmal das Herz oder die Stirn des rasenden Gegners zu verfehlen; die Knechte schleuderten von schnell und ungefüß gezimmerten Ballisten Steine in die Reihen der Empörer, die Frauen und Greise gossen aus Pfannen und Kesseln kochendes Wasser in die Tiefe, und auch die Kinder halfen dort und hier und überall. Der Ritter Minamoto leitete die Verteidigung der festen Burg. Aber so oft es ihm die Zeit erlaubte, eilte er

zu seinem kaiserlichen Herrn und richtete mit tapferen, wenn auch ehrerbietigen Worten dessen krank und schwach gewordenen Willen wieder auf.

Am Ende des dritten Monats der Belagerung gingen die Speisevorräte zu Ende. Die Frauen, die Greise und Kinder starben vor Hunger, die Fäuste der Knechte verloren allmählich ihre Kraft. Nur die Samurais standen mit verbissenem Willen noch auf dem letzten Mauerwall und jagten unaufhörlich die tödlichen Pfeile in die Herzen der schmählichen Rebellen.

Der Kaiser wußte nichts von all dieser Not. Er saß in seinem verdunkelten Zimmer und grübelte darüber nach, wodurch er den Zorn seiner geheiligten Ahnen und der neun Himmel verdient habe.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, erkannte der Ritter Minamoto, daß er mit den zweiundzwanzig Adligen und den wenigen Knechten die Festung nicht mehr halten könne. Daß er sterben müsse, bekümmerte ihn und seine Freunde nicht. Die Augen der Männer lächelten aus den verhungerten Gesichtern einander an, wenn sie daran dachten, daß sie im Dienste des Mikado fallen durften. Was einzig und allein ihre Herzen mit Furcht erfüllte, war der Gedanke an das ungewisse Schicksal ihres höchsten Herrn.

In der achten Stunde jenes Abends, an dem der Ritter den nahen Untergang der Burg erkannt hatte, durchjuckte ihn ein ungewöhnlicher Gedanke. Er schien aufs erste frevelhaft zu sein; aber er allein verhieß Erfolg, die heilige Majestät des Kaisers zu retten. Er wußte, daß er selber sterben müsse. Er lächelte, und ohne sich mit seinen Freunden über seine Pläne auszusprechen, begab er sich ans Werk. Mit hastigen Pinselzügen schrieb er einen Brief, versiegelte ihn und reichte ihn einem der noch lebenden Knechte.

„Du wirst dich in einer Stunde, wenn die Dämmerung hereingebrochen ist, über die westliche Burgmauer schwingen, an den schroffen Felsen hinablassen und dieses Schreiben in das Lager der Rebellen bringen!“

Der Knecht erschrak. Dann aber flog ein leises Lächeln über sein Gesicht. Er sank in die Knie und verneigte sich vor seinem Herrn.

„Vielleicht wirst du sterben, wenn es der feindliche Feldherr will“, fuhr Minamoto mit harter Stimme fort. „Ich brauche dir nicht zu sagen, daß dein Tod für den Himmelssohn ein unverdientes Glück sein wird.“

Der Knecht legte die Stirne an die Erde. Dann erhob er sich, nahm den Brief entgegen und zog sich in die Burg zurück, die letzten Vorbereitungen für den gefährlichen Weg zu treffen.

Zu eben der gleichen Stunde irrte der Mikado, von bitteren Zerfleischungen seines Herzens zermürbt, durch die Gänge des Schlosses. Der ahnungslose Knecht begegnete plötzlich seinem kaiserlichen Herrn und warf sich vor ihm auf das Angesicht nieder. Der Enkel der Sonnengöttin sah in der Hand des Mannes das Schreiben, und von einer seltsamen Ahnung erschüttert, zog er es aus den Fingern des Niedergesunkenen. Als er die Aufschrift las, erblaßte er. Er riß das Papier auf, die Blicke eilten über die wenigen Zeilen: der Kaiser taumelte an die Wand.

An der Burgmauer standen die Ritter und starrten in die Dämmerung. Sie hielten die gespannten Bogen in den müden Händen. Plötzlich stand der Kaiser hinter ihnen. Es war das erstemal seit vielen Wochen, daß er seine Räume verlassen hatte. Die Männer sanken in die Knie.

„Minamoto, wo ist Minamoto?“ hörten sie den Tenno sprechen.

Der Samurai, der an der gefährdetsten Stelle im Ostviertel des Schlosses stand, hörte seinen Namen rufen.

Er löste seinen Blick vom Feind und sah hinüber. Da stand der Kaiser. Deutlich erkannte er ihn: das Antlitz sah zerfallen aus, die Stirn zerlitten, der Mund schlaff geöffnet wie der eines Trunkenen.

„Wo ist der Ritter Minamoto?“

Der Samurai eilte heran und warf sich auf die Erde.

„Du hast mich gerufen, Ten-Chi, Himmelssohn!“

Der Tenno sah mit irren Augen auf den Ritter herab.

„Du warst einstens mein Page, mein Vertrauter, Minamoto. Ich weiß es noch, wie du Tag für Tag zur Stunde des Hahnenschreies zu mir kamst. Du hast mir in der Schlacht am ‚Berge der Azaleen‘ das Leben gerettet, Minamoto . . .“

„Die Götter schenkten mir die Gnade, Ten-Chi, es zu tun. Ich bin deshalb in ihrer und in deiner Schuld.“

Eine lange Minute des Schweigens verstrich. Im Lager des Feindes zündete man eben die Wachtfeuer an.

Der Kaiser trat lautlos von den knienden Rittern hinweg und in das Dunkel zurück.

„Du hast mir das Leben gerettet, Minamoto. Nun schenke ich dir deines. Wir sind quitt.“ Die Stimme des Tenno schütterte in verhaltenem Schluchzen, das aus Enttäuschung, aus Haß und Liebe sprang.

„Ich verbanne dich aus meinem Angesicht, Verräter! Dich, deine Kinder, deine Enkel! Erst wenn der Letzte deines Geschlechts die Augen schließt, soll mein Fluch ausgelöscht sein.“

„Ten-Chi!“ schrie Minamoto auf; er vergaß die Tugend der Beherrschung und hob unaufgefordert die Stirne zu seinem Herrn empor. Er verstand das alles nicht.

„Es ist zu spät, Minamoto. Die Treue ist zerbrechlicher als

Bambusgras. Der Feind ist weniger grausam als du. Den Brief, den du geschrieben hast, will ich von nun an bei mir tragen. Er soll mich immer daran erinnern, daß es keine Liebe mehr zwischen dem Vater und seinen Söhnen gibt. Und nun verlasse mich! Hörst du nicht? . . . Aus meinem Herzen, aus meinen Augen . . . geh, geh sofort!"

Der Samurai erhob sich mühsam.

„Ten-Chi: das Schreiben, das du gelesen hast, ist eine List, dein Leben zu retten . . .“

Aber der Kaiser hörte ihn nicht mehr. Er war in die Burg zurückgegangen.

Zwei Tage später erstürmten die Rebellen das Schloß. Sie schlugen die Ritter nieder, die sich um den betenden Tenno geschart hatten, und bemächtigten sich des Himmelssohnes.

Sie führten ihn in allen Ehren in die Hauptstadt zurück und schränkten seine Rechte ein. Der feindliche Feldherr übernahm „auf Befehl des himmlischen Kaisers“ die Zügel des Reiches „Dort, wo die Sonne aufgeht“.

Der einzige, der nicht in die Hand der Rebellen gefallen war, war Minamoto. Er hatte mit zerspelltem Herzen noch in der gleichen Stunde, da ihn der Kaiser aus seinem Anlitze verbannt hatte, die Burg verlassen und sich mit seinem rasenden Schwert durch die Reihen der überraschten Rebellen geschlagen.

K o n i c h i

Hart am Gebirge, dessen höchster Gipfel der Vulkan Usayamn ist, lebte seit Jahrhunderten das Geschlecht der Minamotos. Es waren Bauern wie alle Menschen dieser Provinz. Sie standen im harten Dienst des Reisbaues, sie säten das Saatkorn aus, gruben nach einiger Zeit die jungen Pflanzen aus

der festen Erde hervor und setzten sie in den Reissumpf ein. Ihre nackten Rücken waren von der schweren Arbeit gebeugt und von der Sonne verbrannt, die scharfen Winde Japans hatten ihre schmalen Gesichter geerbt. Wenn die wenigen Jahresfeste im Leben des Bauernvolkes kamen, standen sie abseits von aller Freude. Einsam blieben sie in ihren strohgedeckten Hütten zurück, wenn der Gong zum Feste rief. Die Leute nannten die Minamotos „Bak-fu“, das sind die Menschen, „die hinter einem Vorhang sind“. Sie verkehrten nicht mit den Sonderlingen, die verborgen lebten und von denen niemand wußte, was sie verschleiert in ihren Herzen trugen. Sie mußten vor ungezählten Jahren eingewandert sein. Sie sprachen die Mundart der Nagoyaleute und sahen anders aus als die Bewohner der Provinz. Die Gestalten der Männer waren groß und schlank, die Stirnen hoben sich steil empor, und die Lippen waren scharf und schmal geschnitten. —

Der russisch-japanische Krieg war ausgebrochen. Durch Japan brandete ein Meer der Begeisterung. In Tokoyo strömten Stunde um Stunde Kinder, Männer und Frauen zum Palast des Kaisers. Sie warfen sich auf die Erde nieder und beteten für den Tenno, was in gleicher Weise heißt: für den Sieg. In den Dörfern und Städten, die nicht in der Nähe der Hauptstadt des Landes lagen, zogen die Menschen in die Festsäle, in die Schulen und Kasernen, sie warfen sich vor einem Vorhang nieder, hinter dem ein einfacher, leerer Thronstuhl stand, und beteten für den Kaiser, für den Sieg.

Auch der Bauer Minamoto wanderte mit seinen drei Söhnen zu der kleinen Schule, um vor dem Vorhang für den Tenno zu beten und ihm aufs neue Liebe und Gehorsam zu geloben. Als die Zeremonie vorüber war, gingen sie schweigend in ihre Hütte zurück. Der Bauer winkte den ältesten

Sohn an seine Seite. Sie warfen sich vor dem kleinen Hausaltar nieder. Der Alte sprach ein Gebet, der Junge murmelte die Worte nach. Dann hieß der Vater den Sohn auf der Tatami, der Dielenmatte, Platz nehmen.

„Konichi“, sagte der Bauer, „du hast unter deinen Brüdern die Ehre erhalten, Soldat zu werden. Morgen schon in aller Frühe wirst du mit deinen Kameraden in die Stadt marschieren, um dich dort zu melden. Ich bin stolz darauf, daß du gesund und stark bist und daß du deshalb dem Tenno dienen darfst.“

Ein glückliches Lächeln glitt über das Gesicht des Jungen. Aber er unterdrückte schnell die Äußerung der Freude aus Ehrerbietung vor dem ernstern Vater, der ihm mit kaum bewegter Miene in die Augen blickte.

„Es ist nicht notwendig, dich an deine Pflichten zu erinnern. Ein altes Sprichwort sagt, daß es vergeblich ist, dem Bambus zu befehlen, seine eigene Schönheit zu erkennen. Wer Augen hat, der sieht, ohne daß man ihm zu sehen befehlt, und wer ein Japaner ist, der kennt seine Pflichten.“

Konichi nickte.

„Nein, nein, ich habe dich nicht zu mir gerufen, um dir das zu sagen. Es ist etwas ganz anderes, was ich dir mitzuteilen habe . . . Du bist morgen ein Soldat wie hunderttausend andere Japaner auch und wirst gegen die übermütigen Russen ins Feld ziehen. Und doch sollst du mehr sein als die anderen, an deren Seite du fechten wirst . . .“

Der Vater suchte nach Worten. Er schloß die Augen und sah in sich hinein. Konichi verhielt den Atem.

„Seit unendlichen Jahren ist es in unserer Familie Sitte, daß der Vater an dem Tage, an dem ein Sohn unseres Hauses den roten Weinbecher seiner Braut reicht, um sie zu seiner Frau

zu machen, ihm ein Geheimnis anvertraut. Nicht früher als an diesem Tage, an dem eine neue Tochter zu einem neuen Vater kommt! Doch immer noch, wenn der Kaiser das Volk zum Kampfe rief und einer aus unserer Familie der Fahne folgte, war es Pflicht des Vaters, mit seinem Sohne offen zu sprechen. Denn ein Tapferer kehrt selten mehr zu seiner Sippe zurück. Du wirst ein Krieger, ja du bist es schon seit der Stunde, da der Tenno den Krieg verkündete. Morgen gehst du von uns. Deshalb mußt du jetzt schon wissen, was du eigentlich erst am Hochzeitstage erfahren solltest.“

Der Alte nahm den Kessel von dem Hibatchi, dem Holzkohlenfeuer, das inmitten des Raumes brannte, und goß sich eine Schale Tee ein. Er setzte sie an die Lippen und trank.

„Wir sind Bauern seit fast vierhundert Jahren. Aber der Vorvater, der zuerst ein Reisfeld anlegte, war ein Samurai.“

Konichi riß die Augen auf und starrte den Vater an. Dann aber lief es wie Scham über sein Gesicht, daß er dem Auftrieb einer großen Überraschung nachgegeben hatte. Er schlug die Augen nieder, und sein Gesicht war wieder unbeweglich.

„Ein Ritter des Tenno, dessen treuester Freund und Gefährte. Ein Irrtum aber trennte den Herrn von seinem Lehnsmanne: Ito Minamoto wurde aus dem Angesicht des Kaisers verwiesen. Er beugte seinen Stolz: demütig ging er, und weil er gehorsam war, verließ er den Himmelssohn sogar in der Stunde bitterster Gefahr.“

Der Bauer erzählte mit wenigen Worten das Geschehnis. Dann fuhr er fort: „Ito Minamoto wollte in der gleichen Stunde, da ihn der Himmelsgeborene aus seiner Nähe wies, Harakiri, das Gesetz des heiligen Freitods, an sich vollziehen, um dem Tenno seine Liebe zu bezeigen und seine eigene Ehre zu wahren. Aber das Wort des Herrschers, daß auch die Söhne

und Enkel des Ritters verdammt seien, zwang ihn, der drängenden Versuchung zu widerstehen. Minamoto war noch jung und ohne Weib. Der Fluch des Himmelssohnes war ihm selbst in seiner schwersten Stunde noch Befehl: er mußte leben bleiben und das Gesetz erfüllen. Denn über jedem unbeherrschten Anruf einer eitlen Vernunft, das eigene Leben auszulöschen, stand der Befehl des Göttlichen, das Leben zu leben, um die Härte des Fluches zu tragen. Die Menschen, die jenseits der Meere wohnen, mögen anders denken als wir. Aber was kümmert das uns, da wir doch wissen, daß jene längst entgöttert sind. Um einmal in seinem allerletzten Enkel gesegnet und erlöst zu werden, lebte der Samurai noch viele Jahre das Leben der Schande und der Verfluchung. Dem Tenno im Kampfe zu dienen, haben im Laufe von vier Jahrhunderten zweiundvierzig Minamotos ihm freiwillig gedient. Ahtzehn von ihnen wurde die Gnade des Opfertodes zuteil. Läge nicht der Bann des Kaisers auf unserem Hause, wir Minamotos wären die glücklichsten Männer im Reich.

Der Kaiser hat dich gerufen, Konichi, daß du seine Ehre gegen den Übermut der schwarzbärtigen Russen verteidigen sollst. Du kennst nun das Geheimnis unserer Familie. Offenbare es nicht durch das hochmütige, schnell verfließende Wort: künde es stumm durch die Tat deines tapferen Schwertes!"

Konichi beugte seine Stirne vor dem Vater. Er verharrte einige Minuten so. Der Alte berührte seine Schulter. Die Männer erhoben sich und gingen zu den anderen hinaus.

In die Häuser des Dorfes, die dem Kaiser einen Soldaten stellten, trat der Hanaschika, der Berufszähler: er sang feierliche Geschichten von Rittern, Dämonen und Kriegerern und führte in der Kleidung mittelalterlicher Fechter Schwerttänze vor. An der Hütte der Minamotos ging er schnell vorüber.

Die Leute hatten ihm erzählt, daß dort „Bak-fus“ wohnten, „Menschen, die hinter dem Vorhang sind“. In solchen Häusern fand er nicht den Zuhörerkreis, den er sich ersehnte.

Die Familie des Bauern feierte die Abschiedsstunde. Bereits in den frühen Morgenstunden mußte der Sohn das Haus verlassen, um rechtzeitig gegen Mittag in der Stadt zu sein. Die Eltern saßen mit den Söhnen um ein niedriges Laktischchen und aßen. Die Mutter hatte die Lieblingsspeise ihres Ältesten bereitet: Suchi, daumengroße Klöße aus gesäuertem und gewürztem Reis, die mit Fisch und Ei, mit Muschelfleisch und Algen belegt waren. Dazu gab es Tee und Sake, den heißen, duftenden Reiswein. Die Gespräche glitten heiter dahin, vom Abschied war keinen Atemzug lang die Rede. Der Vater erzählte aus seinen Jugendentagen und von den Dahingegangenen der Familie, die lebendig in dieser Stunde im Raume waren.

Konichi war schweigsam. Er sah öfters die Mutter an. Sie lächelte ihm stumme Antwort zurück. Er wußte: sie hatte in der Küche geweint. Aber jetzt trug ihr Gesicht keine Spur des brennenden Schmerzes mehr. Sie bediente ihren Sohn mit stillen Gebärden, sie schob ihm den Wein und die besten Bissen zu, und immer wieder glitt ihr Blick an den Augen Konichis vorbei, wenn sie fühlte, daß die Augen ihres Ältesten auf sie gerichtet waren.

Gegen zehn Uhr war das Mahl beendet. Vater und Sohn trugen einige Schälchen mit Reis zum Hausaltar. Die Mutter folgte mit den beiden anderen Söhnen. Der Bauer stellte die Gaben auf einen kleinen Tisch. Dann zündete er Stäbe aus Sandelholz an und opferte den toten Minamotos Speise und Räucherwerk. —

Konichi Minamoto war der erste Japaner, der auf der höchsten Bastion der östlichen Vorseftung von Port Arthur

die Fahne der Russen herunterriß und an ihre Stelle die Flagge mit dem roten Sonnenball im Strahlenkreuze hißte. Der amtliche Heeresbericht vom 2. Januar 1905 verzeichnete rühmend seinen Namen. Der General ernannte ihn zum Offizier. Aber Konichi Minamoto bat in einem Schreiben um die Gnade, als einfacher Soldat weiterdienen zu dürfen. Er fühlte sich unfähig, ein solch wichtiges Amt zu bekleiden, denn sein Wissen und Können sei gering, und ein Gelöbniß verpflichtete ihn zum schlichten Dienst an seinem kaiserlichen Herrn. Er erbitte nur die hohe Gunst, statt jeder anderen Auszeichnung einen winzigen Stoffteil der eroberten Fahne besitzen und an seinen Vater, den Bauern Minamoto, senden zu dürfen. Der letzte Wunsch aber wurde ihm nicht gewährt, da „die Fahne des Feindes Besitz des Kaisers ist“.

Im erbitterten Kampf um das mandschurische Dorf Heikwan wurde der Soldat Konichi Minamoto von einer feindlichen Gewehrkuugel getroffen. Er war sofort tot.

U s a n o

Im Jahre 1923 — es war in den ersten Septembertagen — zerstörte das gewaltigste Erdbeben, das jemals das Inselreich heimgesucht hat, auch das kleine Bauerndorf an der nördlichen Flanke des Usayamaberges. Von den Minamotos entging nur ein einziger der schrecklichen Katastrophe: Usano Minamoto, der neunjährige Enkel des alten Bauern. Da er keine Verwandten besaß, wurde der Junge dem Waisenhaus zu Nagoya übergeben. Seine Gestalt war hager, das Gesicht wunderbar schmal. Die Stirne wölbte sich steil empor, die Augenbrauen standen scharf geschwungen über den dunklen, nach innen brennenden Augen.

„Du bist kein richtiger Bauernjunge“, scherzte einmal einer

seiner Lehrer. „Du siehst wie ein Ritterssohn auf alten Bildern aus.“ Seit dieser Stunde nannten ihn die Kameraden nur noch den „Bauernsamurai“.

Ufano war wie alle Knaben des Landes gekleidet: er trug eine Schülmütze und die schlichte soldatistische Uniform. Im Spiel und Sport war er einer der fähigsten Jungen, er scheute keine Gefahr und fürchtete keinen Gegner. Dabei war er voll gestrafter Disziplin und größter Bescheidenheit.

Das Waisenhaus erhielt jährlich große Zuschüsse „für besonders begabte Schulsoldaten“, wie es wörtlich in der Stiftungsurkunde hieß, die von dem Vertreter der Mitsui, des mächtigsten und reichsten Familienverbandes Japans und der Welt, unterzeichnet war. Als Ufano Minamoto das Abschlußzeugnis der Scho-Gakko, der untersten oder „Kleinschule“, bekam, erhielt er wegen seiner hervorragenden Leistungen ein Stipendium für den Besuch der Tju-Gakko oder der „mittleren Schule“.

Der „Bauernsamurai“ blieb in seinem Wesen der gleiche wie bisher. Er nahm die oft steilen Barrikaden des Gehorsams, die die spartanische Zucht der Schule dem persönlichen Freiheitswillen der Jugend entgegenstellte, mit einer Selbstverständlichkeit hin, die oft an eine grenzenlose Selbstentäußerung seiner stolzen Persönlichkeit zu grenzen schien. So geschah es einmal, daß er eine unverdiente Zurechtweisung durch den Vorsteher der Schule mit unbeweglichem Gesicht ertrug, obwohl es ihm sehr leicht gefallen wäre, seine Unschuld nachzuweisen. Da er aber durch sein Schweigen zwei seiner Kameraden, an die er nicht einmal durch besondere Freundschaft gebunden war, vor einer harten Bestrafung schützen konnte, wehrte er sich nicht. Man kann nicht sagen, daß seine Mitschüler ihn besonders liebten, auch seine Erzieher fanden keinen

Beg zu seinem Herzen. Aber alle schätzten ihn, sie bewunderten seine fast hochmütige Bescheidenheit, seinen ritterlichen Mut, der ihn in oft bitterharten Kämpfen auszeichnete, und alle empfanden eine tiefe Scheu vor der unheimlichen Verschlossenheit seines Wesens.

Der Scherzname „Bauernsamurai“ war längst gefallen. Man nannte ihn allgemein nur „Samurai“, ein Wort, das Minamoto als eine Selbstverständlichkeit entgegennahm, gleich, ob ihn einer damit necken oder loben wollte.

Als Masano Minamoto das Gymnasium verlassen hatte und Student in Tokio geworden war, ging eine entscheidende Wandlung in ihm vor. Er geriet in die Hände sozialrevolutionär gesinnter Kameraden, die fast alle den ältesten Familien des Landes entstammten und in der ungewohnten Freiheit des studentischen Lebens vervielfacht das Blut ihrer kämpferischen Vorfäter spürten. Der Sinn des Selbstopferns schlug bei ihnen in das soziale Gewissen um: es galt mehr als bisher für die Bildung der Bauern zu tun und den in Not geratenen Arbeitern zu helfen. Unter seinen Freunden war es besonders der Sohn eines im ganzen Lande bekannten Generals, dessen Ahnen sich mit den Schwertern in die Geschichte des Reiches eingeschrieben hatten. Die Gruppe der studentischen Revolutionäre umfaßte einige hundert Angehörige und war in einer straffen Ordnung zusammengefaßt. Wochten die jungen Leute auch noch so verwildert aussehen — darin unterschieden sie sich nicht wesentlich von allen japanischen Studenten —, in ihrem Klubhaus aber herrschte härteste Zucht. Der Sohn des Generals war der unbestrittene Führer, dessen Anweisungen blindlings befolgt wurden. Von Europa hatte man die äußere Form der Zweikämpfe übernommen, die oft um ganz geringer Ehrenkränkungen ausgeübt wurden. Aber

der Geist des kämpferischen Willens wie auch die äußere Form des Kampfes entstammten ganz japanischem Geseß: Vorbilder waren die unvergeßlichen Heldengestalten der Sage und der Geschichte.

Asano Minamoto war mit glühendem Eifer für die Sache des „kleinen Volkes“ tätig. Er veranstaltete unter den Studenten Sammlungen, deren Erlös den Armen gegeben wurde. Er hielt Ansprachen, die wegen ihrer Kürze berühmt waren und an denen man besonders die verhaltene Gebärden Sprache bewunderte.

Die Polizei hatte keinen Anlaß, gegen die jungen Schwärmer vorzugehen, da die Bewegung sich heftig dagegen sträubte, das Fundament des gesamten Lebens, die Treue zum Kaiserhause, anzugreifen. Was die jungen Leute taten, hielt sich in den Grenzen des gesetzlich Erlaubten: die Tatsache, daß der Sohn des bekannten Generals den Vorsitz führte, gab ausreichende Gewähr dafür, daß der Gedanke an einen gewaltsamen Umsturz der geheiligten Ordnung nicht die Oberhand erhielt.

Im zweiten Semester seines Studiums entschloß sich Asano Minamoto, getrieben von einem plötzlichen Aufruf seines Herzens, zu den bereits gewählten Fächern auch noch Geschichte zu wählen.

Professor Tanaka saß an seinem Arbeitstisch, als der Student das Zimmer betrat, um sich seinem Lehrer vorzustellen. Der alte Herr sah überrascht den jungen Mann an. Dann blickte er vor sich und es war, als ob er etwas im Felde seiner Erinnerung suche.

Asano hatte bereits vorher seine Namenskarte hereingebracht. Der Professor nahm sie vom Tische auf und las nachdenklich die steilen Schriftzeichen.

„Minamoto . . . Minamoto? . . . Haben wir uns nicht schon einmal kennengelernt . . . Ihr Name . . .“

„Ich hatte noch nicht die Ehre, Herr Professor!“

Der Lehrer dachte nach. Er schien den jungen Besucher ganz vergessen zu haben. Erst nach einer Weile bat er den Studenten, Platz zu nehmen. Usano sprach in wenigen Worten von seinem Leben.

„So, Ihre Väter waren Bauern . . .? Wie man sich irren kann, junger Freund!“

Als Minamoto das Zimmer des Dozenten verließ, war er ein wenig verwirrt. Die Worte, die er eben gehört hatte, waren ihm vollständig unverständlich geblieben. —

Im vierten Semester legte der Sohn des Generals den Vorſiß nieder und trat aus dem „Klub der Erneuerer“ aus. Sein Vater hatte ihm einen strengen Brief geschrieben und ihn aufgefordert, sich sofort nach Hause zu begeben. Diese Nachricht bedrückte die jungen Schwärmer sehr. Alle, die sich noch immer an die unverrückbaren Gesetze der Familie gebunden fühlten — und es waren die meisten von ihnen — spürten voll Beklommenheit ein gleiches Schicksal über sich. Es galt also, von nun an verborgener zu wirken, um die strengen Väter in voller Ahnungslosigkeit über das Treiben ihrer Söhne zu lassen.

Gewisse Umstände waren schuld daran, daß der Student Afsui die Leitung des Klubs übertragen erhielt. Die straffe Zucht, die bislang geherrscht hatte, lockerte sich schon bald. Der Weg, den man bisher gegangen war, glitt immer mehr nach der radikalen Seite ab. Das durch Generationen immer wieder geübte Gesetz der Zügelung begann sich zu lockern: die Reden wurden ungebärdiger und bis zum heutigen Tage unangestastete Maßnahmen der Regierung kritisiert. Usano Minas

moto sah mit Unbehagen dieser Entwicklung zu. Da er retten und bewahren wollte, was noch zu retten und zu bewahren war, stemmte er seinen bisher nicht geringen Einfluß mit ganzer Kraft gegen die neue Richtung. Es kam immer häufiger zu erregten Zusammenstößen.

Im Sommersemester des Jahres 1937 — fünf Wochen nach der Abreise des ersten Vorsitzenden — geschah endlich der schon lange erwartete Bruch mit Afsui. Der Student hatte einige Worte gebraucht, deren versteckter Sinn sich erst nach einigem Nachdenken offenbaren konnte: Afsui griff nicht nur die Regierung an, ein in allgemeine Redensarten verkleideter Vorwurf war gegen die von den Urvätern übernommene staatliche Ordnung und damit gegen den Kaiser gerichtet.

Minamoto war der erste, der die Worte des Vorsitzenden verstanden hatte. Er sprang auf und trat auf Afsui zu: „Was du eben gesagt hast, sollst du wiederholen! Aber ohne den Zierat, den du wie billige Schminke auf deine Rede gelegt hast.“

Die beiden standen sich in Atemnähe gegenüber. Die Studenten hatten sich erhoben. Asano erlebte es schmerzlichen Herzens, daß sich die Mehrzahl der jungen Leute hinter Afsui stellte.

„Was ich eben gesagt habe . . .?“

Der Vorsitzende stockte und dachte nach. Dann lächelte er höhnisch: „Ich spreche nicht zweimal über die gleichen Dinge, Minamoto . . . Du bist wohl ein Schutzmann, der an der Straße steht und aufpaßt, ob er jemanden verhaften kann!“

Minamotos Gesicht wurde blutleer. Die Augen brannten vor Scham, die Lippen schoben sich zusammen: er hob die Faust und schlug sie dem anderen ins Gesicht.

Bei der erbitterten Schlägerei, die sich sofort zwischen den

Parteien entwickelte, wurde ein Student verwundet. Minamoto warf den Vorsitzenden durch das Fenster auf die Straße hinaus. Als die Polizei in den Raum eindrang, stand Usano in einer Ecke und wehrte sich mit beiden Fäusten gegen die immer wieder vorstößenden Angreifer. Als er abgeführt wurde, liefen ihm die Kinder auf der Straße nach. Seine Kleidung war zerrissen, Blutfäden liefen über sein Gesicht. Aber er ging hochmütig neben den Polizisten her und pffif leise in sich hinein.

Das Verhör, das am nächsten Tage von dem Universitätsrichter geführt wurde, erbrachte keine klaren Ergebnisse. Minamoto bekannte sich schuldig, den tätlichen Streit begonnen zu haben. Als er nach der Ursache gefragt wurde, sagte er nur: „Ich bedauere, Ihnen die Gründe nicht sagen zu können. Aber ich bitte Sie, den ‚Klub der Erneuerer‘ aufzulösen, da er seine ursprüngliche Aufgabe verloren hat!“

Durch den Urteilspruch des hohen Gerichtshofes der Kaiserlichen Universität zu Tokio wurden drei Studenten, darunter Utsui, verwarnt, Usano Minamoto wegen „Erregung eines öffentlichen Skandals“ mit sofortiger Wirkung von der Hochschule verwiesen. — —

Im folgenden Jahre wurde Usano Minamoto, ehemaliger Student und nunmehriger Knecht auf dem Gutshof des Großbauern Kasai, zur Fahne gerufen. Nach einer kurzen Ausbildung wurden die Angehörigen des Regiments, dem er zugeteilt war, nach Schanghai verschifft, um die Fahne des Tenno gegen die Chinesen zu tragen.

Der Soldat Minamoto unterschied sich eigentlich durch nichts von seinen Kameraden. Vielleicht daß er schweigsamer als sie war. Aber das mochte daher rühren, daß er keine Angehörigen besaß, die ihm Briefe über das Meer schickten und

die für ihn beteten. Usano kannte nur die Fahne des Tenno, die Flagge, in deren Mitte die blutrote Sonne leuchtete.

In den erbitterten Kämpfen um den Nordbahnhof von Schanghai drang der Soldat Minamoto als einer der ersten in das schon halb zerstörte Gebäude ein und vernichtete mit beherrscht gezielten Handgranatenwürfen eine chinesische Maschinengewehrabteilung, die hinter den Trümmern des Wusfonger Bahnsteigs verschanzt lag und den Angreifern schwer zu schaffen gemacht hatte.

Bei Wusf wurde er verwundet. Aber er verließ das Regiment nicht. Er verbiß den Schmerz, den ihm die Verletzung seiner linken Schulter bereitete. Seine Truppe stand unmittelbar vor neuen Kämpfen. Jeder Mann wurde gebraucht.

Als die gewaltigen Mauern der chinesischen Hauptstadt Nanking vor den Soldaten auftauchten, wurde Usano von wirbelnden Fiebern geschüttelt. Er drängte die heißen Wallungen des Blutes mit dämmenden Medikamenten zurück. Sich ins Lazarett zu legen, hatte noch einige Tage Zeit. Wenn er die Fahne des Tenno auf den eroberten Wällen Nankings flattern sah, dann mochte man ihn in die Etappe schaffen. Vorher nicht.

Am Tage der Eroberung der Stadt geschah dieses:

In der achten Stunde wurde durch die fünfzehnte japanische Batterie eine Bresche in die Stadtmauer gehämmert. Da sich unmittelbar neben dieser Stelle das bereits aus seiner Festigkeit gerissene Tor des „Silberseidenglanzes“ befand, bedurfte es eigentlich nur noch einer kurzen Bombardierung, um das ganze Mauerstück zum Zusammenbruch zu bringen. Durch einen Umstand aber, der bis heute nicht aufgeklärt ist, brach plötzlich die Beschießung ab. Obwohl der Kommandeur des Regiments, das an dieser Stelle lag, verzweifelt telephonierte

und eine Weiterbeschießung forderte, geschah nichts. Zehn Minuten vor dem angeetzten Sturm auf die Wälle meldete sich ein Soldat bei dem Kommandanten und bat um die Ehre, Dynamit an die Bresche heranbringen zu dürfen, es dort zu entzünden, um die bereits stark gelockerte Mauer endgültig aufzusprengen.

Der Offizier stutzte und blickte eindringlich den Mann an.

„Soldat, du weißt . . .“

Der Japaner nickte. Die Augen leuchteten dunkel.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Gehen Sie! In ganz kurzer Zeit folgt dir das Regiment.“ Der Kommandeur sah auf die Uhr. Es waren noch sechs Minuten bis zum Beginn des Sturmangriffs.

Der Soldat verneigte sich und lief davon. Er schlich über die aufgewühlten Felber der Mauer entgegen. Die unzähligen Grabhügel gaben ihm Deckung. Es waren noch sechzig Schritte bis zu der Bresche, deren Geröll er blitzschnell ersteigen mußte.

Der Soldat prüfte kurz die Lage. Die Luke war nur wenige Meter breit. Er hörte deutlich, wie die Feinde fieberhaft daran arbeiteten, sie zuzuworfen. Wenn er in rasendem Lauf die kleine Strecke zurücklegte, konnte er in wenigen Sekunden an der Mauer stehen. Er besaß keine Uhr. Aber er fühlte es: jetzt mußten die Kameraden zum überraschenden Angriff bereit sein.

Er lächelte und zog die Pistole aus der Ledertasche. Er warf sich in die Höhe und rannte der schmalen, offenen Stelle entgegen. Maschinengewehrkugeln tackerten über seinen Kopf hinweg. Jetzt spürte er einen Schlag in der Seite. Aber er lief weiter. Er hatte den Geröllanstieg erreicht. Ein Prall, der seinen Hals traf, warf ihn zurück. Noch einmal raffte er sich mit ungeheurem Willen auf, und mit seiner letzten Kraft torfelte er in die Lücke hinein.

Eine gewaltige Detonation riß die Mauer auf. Der mächtige Stützpfiler des Lores „Silberseidenglanz“ brach zusammen.—

Zu eben der gleichen Stunde saß der Universitätsprofessor Tanaka, Dozent für mittelalterliche Geschichte, in der Staatsbibliothek zu Tokio. Die Seite 736 des fünften Bandes der großen „Kaisermonographie“ lag aufgeschlagen vor ihm.

„... unter den tapferen Samurais, die den Tenno zu schützen suchten, war es vor allem der Ritter Minamoto, der aber aus bis heute nicht klar erkannten Ursachen von dem Kaiser verbannt wurde.“

Mitten in den Text war die Wiedergabe eines farbigen Holzschnitts gedruckt, der einen kämpfenden Samurai zeigte. Die Gestalt war stolz gestrafft, die Stirne hob sich steil zum Ansatz der Haare empor, die Augen schienen nach innen zu brennen und die Lippen waren hart verschlossen.

Tanakas Finger trommelten nervös über die Bildseite.

„Minamoto...?“

Den Namen hatte er doch schon einmal gehört. Aber wann?

Und wo hatte er nur diese Gestalt gesehen?

Aber er wußte es nicht mehr zu sagen, so sehr er sich auch darum bemühte.

JAPANISCHES TAGEBUCH

VON

HANNES SCHNEIDER

Der berühmte Schmeißer Hannes Schneider wurde im Jahre 1930 vom japanischen Kronprinzen als Schilehrer nach Japan berufen, um das japanische Volk für diesen edlen Sport zu begeistern und zu erziehen.

Reise über Moskau

Am Mittwoch, den 26. Feber, abends um sieben Uhr, stieg ich am Schlessischen Bahnhof in den Sibirischen Expreß ein. Im Zuge begegnete ich Franzosen und Engländern und zu meiner Freude auch einem deutschen Ingenieur, der gleichfalls mit seinem Monteur nach Japan reiste. Er hatte dort, wie er mir sagte, in irgendeiner Fabrik Maschinen aufzustellen. Diese zwei Herren waren dann bis Schimonoseki meine Fahrtsgenossen.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Feber langten wir an der polnisch-russischen Grenze in Nigorella an. Hier hieß es in die Transsibirische Bahn umsteigen.

Auf der Zollstation ging alles glatt vorbei. Ich hatte die zwei großen Koffer sowie die Schiausrüstung unter Zollverschluß bis Mandschuria an der chinesischen Grenze aufgegeben.

Angenehm überrascht war ich über die schönen und großen russischen Schlafwagen. Sie stammten noch aus der Zarenzeit. Die Transsibirische Bahn ist breitspuriger als unsere. Daher sind die Wagen viel geräumiger. Der Speisewagen dagegen, aus der neuesten Zeit, war wohl schon ganz auf Kommunismus eingestellt. Es gab eine ganze Papierserviette noch bis

Moskau, von Moskau eine halbe für den Tag und später überhaupt keine mehr.

Gang durch Moskau

Auf Moskau, von dem man so viel liest und hört, war ich gespannt. Nie habe ich von einer Stadt trostlosere Bilder empfangen als von der Hauptstadt der Sowjetunion. Am 28. Feber, ungefähr um zwölf Uhr mittags, langten wir in Moskau an. Ich wurde von einem Herrn der Deutschen Botschaft, die von meiner Ankunft benachrichtigt war, abgeholt und in das Botschaftsgebäude geführt. Hier gab es ein festliches Mittagessen in Anwesenheit des Botschafters und der übrigen Herren.

Hernach führte man mich, soweit es die Zeit erlaubte, in Moskau herum. Ich besuchte auch den berühmten Kreml, das ehemalige Zarenschloß, jetzt der Sitz Stalins. Die Eindrücke waren, wie erwähnt, die denkbar schlechtesten. Infolge der Schneeschmelze konnte man zu Fuß kaum die Straßen passieren. Auf dem bekannten Platz vor dem Kreml lag der Pferdemist und der Kot so hoch, daß einem dieses unaussprechliche Gemisch von Schmutz, Schnee und Wasser in die Schuhe lief. Die Häuser sahen fast alle verwahrlost aus. Es fehlte der Verputz. Zahlreiche Fensterscheiben waren eingeschlagen. In den Fensterrahmen hingen zerbrochene Scherben oder sie waren ganz leer. Durch die Auslagenfenster der Geschäfte konnte man vor lauter Schmutz nicht sehen.

Beim Gang durch den Kreml stand ich unter scharfer militärischer Kontrolle. Ich glaube, man hat jeden Schritt und sogar jeden Blick genau beobachtet. Der Herr von der Deutschen Botschaft, der mich begleitete, sagte: „In diesem Haus hier sind eine Unmenge von Kindern im Alter schon von einem

Jahr an untergebracht. Sie werden den Eltern weggenommen und gemeinschaftlich erzogen. Es sollen furchtbare Zustände, namentlich in gesundheitlicher Hinsicht, herrschen.“

Was ich sah und hörte, war nichts Erfreuliches. Die Menschen, denen ich auf der Straße begegnete, kamen mir alle niedergeschlagen und mißgestimmt vor. Dieses öde Bild wurde noch verdüstert durch die Einförmigkeit der Einheitskleidung, die sowohl Männer wie Frauen tragen müssen. Hier und da bemerkte ich noch bei einer Dame ein Stück ehemaliger Eleganz, etwa Seidenstrümpfe, die über den russischen Stiefeln sichtbar wurden.

Ich konnte trotz des nur kurzen Aufenthaltes einen Blick in ein Staatswesen tun, das mir in allem fremd und schrecklich erschien. Ich bedauerte die Menschen, die in ihm leben mußten, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie für dieses Volk unter einer solchen Regierung jemals bessere Zeiten kommen sollten. Selbst niedergeschlagen, war ich froh, abends auf den Sibirischen Bahnhof zu kommen, wo mein Zug schon zur Weiterfahrt bereitstand.

Als ich über den Bahnsteig zum Zug ging, mußte ich über große Haufen von Schmutz und Kot steigen. Es kam mir gerade so vor, als ob ich bei uns über Schneewälle schreiten müßte, um zu meinem Waggon zu gelangen, nur mit dem Unterschied, daß man bei uns über Schnee geht, hier aber über Haufen von Unrat.

Durch Sibirien

Ich trat in mein Schlafwagencoupe, froh, der trostlosen Stadt zu entinnen und Russisches nicht mehr in solcher Häufung zu sehen. Dem Schlafwagenschaffner gab ich einige Dollar Trinkgeld. Dies mußte ich selbstverständlich heimlich tun. Der gute

Mann hielt dafür meinen Wagen stets in bester Ordnung. Er verstand es vor allem, mir einen unerhört guten Tee zu bereiten. Über Politik äußerte er sich niemals. Ich habe überhaupt von keinem einzigen Russen jemals etwas über das Regime gehört. Man hat auch mich nicht ein einzigesmal um meine Ansicht, um eine Meinung oder um einen Eindruck gefragt.

Bis kurz vor Moskau fuhr ich durch prachtvolle Buchenwälder. Sie lagen voll glühender Farben in der Sonne da. Die Rinde schien so weiß wie Schnee. Es sah aus, als wären die Stämme angeschnitten. Alles ist Ebene. Als ich den Ural durchquerte, war es leider Nacht. Ich konnte nichts sehen. Auf der anderen Seite des Ural trieb heftiges Schneegestöber. Auch wegen des dichten Nebels konnte ich nichts beobachten. Ähnlich war es in der Gegend von Nowo-Sibirsk. Nebel und Schnee trieben über die kahle und waldlose Gegend. Später tauchte Hüggelland mit schönen Waldbeständen auf.

Am 4. März fuhr ich an einem großen Soldatenfriedhof vorbei. Hier, in der Gegend von Tomsk, liegen Tausende und Abertausende von Kriegsgefangenen begraben. Ich erinnere mich an den Krieg und ich denke daran, wieviel österreichische und deutsche Bundesgenossen hier wohl schlafen. Niemand kümmert sich um diese Stätte. Sie ist verwahrlost und öde.

Am 5. März schien endlich die Sonne. Ich fahre selten durch Dörfer oder durch bewohntes Gebiet, meist durch wunderbare Wälder oder durch endlose Steppen. An einzelnen kleinen Bahnhöfen stehen russische Schlitten mit dem bekannten Pferdegeschirr. Die Bauern sind tief in ihre Pelze eingehüllt. Das Thermometer zeigt 30 Grad Kälte. An größeren Orten, etwa bei Maschinenwechsel oder bei längerem Aufenthalt, treten wir auf den Bahnsteig heraus und rennen wie verrückt auf und nieder. Dies war die einzige Bewegung, die man

machen konnte. Sonst saß ich ununterbrochen im Zug. Ich habe mich auf meine Vorträge in Japan vorbereitet. Stundenlang schaute ich zum Fenster hinaus. Mir kam die Fahrt durchaus nicht langweilig vor.

Das Essen im Speisewagen war kaum genießbar. Stets gab es mittags und abends die gleiche Suppe, Krautsuppe. Als Fleischgericht stellte man eine Art Wildtaube auf den Tisch, zäh und alles eher als schmackhaft. Dagegen hat der Wutski sehr gut gemundet. Alle Reisenden haben auf der Fahrt diesen Schnaps getrunken. Ich glaube aber, es war nicht so sehr das Bedürfnis nach Alkohol als vielmehr die Angst vor den bevorstehenden Mahlzeiten, auf die sich niemand freute — trotz des Hungers.

Im Speisewagen sah es auch gar nicht appetitlich aus. Er starrte vor Schmutz. Das Besteck nicht gepuht, Gabel, Messer und Löffel von billigster Art. In der Nacht wurde der Speisewagen als Schlafwagen für das Personal, das mit dem Zug fuhr, benützt, aber auch für dessen Bekannte, die gerade von einer Station zur andern wollten.

Auf einem dieser sibirischen Bahnhöfe, bei Maschinenwechsel, sah ich nicht nur die Stationsgebäude, sondern die Geleise voll von russischen Bauern mit ihren Familien. Sie lagen, standen und liefen hier herum. Das Thermometer war auf 30 Grad unter Null gesunken. Die Bauern warteten stumm und geduldig, bis sie, in Viehwagen gesteckt, abtransportiert wurden. Man hatte sie vom Land und von der eigenen Scholle vertrieben. Nun werden sie in ganz neuen und unbekanntem Gebieten angesiedelt. Mich erinnerten diese Transporte an die Flüchtlinge, die zu Beginn des Krieges von unseren Fronten abgeschoben wurden. Die armen russischen Bauern standen unter scharfer militärischer Bewachung.

Die Soldaten schienen mir übrigens die einzigen gut angezogenen Menschen zu sein. Die überaus langen Mäntel reichten bis an die Schuhe. Riemen und Lederzeug waren von fabelhafter Güte und ganz neu, ebenso die Waffen. Vor allem bemerkte ich auf den ersten Blick, wie gut genährt das Militär ausfah, was man von der anderen Bevölkerung durchaus nicht sagen kann. Ich habe später in Rußland, als ich an der Grenze zurückgehalten wurde, Gelegenheit gehabt, das Militär in den Kasernen zu sehen und seine Verpflegung genauer kennenzulernen. Nirgends haben die Soldaten Not gelitten. Ofter beobachtete ich damals innerhalb von drei Tagen, wie sie Schweine schlachteten. Erbarmungswürdig aber war der Anblick, wenn die Bevölkerung der Umgebung voll Hunger und Elend herbeilief und mit aufgehobenen Händen bat, man möge ihr wenigstens Blut und Eingeweide schenken. Sie konnte dies auch stets mit nach Hause nehmen, aber sonst nichts. Aus diesen Kasernen hörte ich fortwährend fröhliche Gefänge, lustige Musik, und alle Soldaten schienen auch genügend Buttki zu haben. Aufgefallen ist mir die Mannschaft durch ihre besondere Größe. Jedenfalls hält das Militär zur Regierung, weil es vorzüglich verpflegt ist. Der russische Bauer hat vor ihm eine namenlose Angst, auch vor dem gewöhnlichen Soldaten. Dieses Entsetzen kommt wohl von den Verfolgungen her, die das Volk durch die Soldateska zu erleiden hatte. Die hat kurzerhand selber gerichtet und gestraft durch Fußstritte, Peitschen und Revolver.

Als ich in der Frühe des 6. März zum Fenster hinausschaute, sah ich den Baikalsee. So weit ich bis zur Stunde durch russisches Land gefahren war, glaubte ich mich jetzt in der schönsten Gegend des riesigen Reiches. Vor meinen Augen lag der See wie ein Binnenmeer. Den ganzen Tag über fuhren

wir das Ufer entlang. Die ganze Fläche war zugefroren und zugeschnit. Ab und zu sausten bäuerliche Schlittenfuhrwerke über die unermessliche Ebene. Ich konnte nicht sagen, woher sie kamen und wohin sie gingen.

Die Ufer des Sees sind stellenweise sehr steil und durch tiefe Einschnitte und Schluchten zerrissen. Darüber spannten sich die unerhörten Brücken der Sibirischen Bahn, so daß ich manchmal glaubte, ich wäre in meiner Heimat.

Besonders fiel mir die Rasse auf. Man bemerkt schon überall mongolischen Einschlag. Die Leute sind etwas kleiner, vielleicht untersehter, mit mächtig vorstehenden Backenknochen. Es kam niemand ganz nahe an uns heran. Dies ließ wohl das Militär nicht zu, weil wir in einem internationalen Zug fahren.

Am 7. März in der Frühe langten wir in Tschita II an. Hier gabelt sich die Bahn: der nördliche Teil führt nach Wladiwostok und der südliche Teil über Mandschuria nach China und weiterhin nach Mukden. Von Mandschuria über Charbin bis Mukden wird sie von Chinesen geführt, von Mukden ab über Korea von Japanern.

Eingesperrt vor der chinesischen Mauer

Gegen Abend des 7. März, ungefähr um zehn Uhr, kam ich an die russisch-chinesische Grenze, zu Posten Nr. 196. Ortschaft gab es keine hier. Der Zug hielt mitten in der Fahrt und die Grenzkontrolle begann.

Ich glaubte schon, es würde alles wie bisher ohne viele Umstände verlaufen, aber ich täuschte mich. Ein russischer Hauptmann revidierte die Pässe. Als er meinen prüfte, gab er mir zu verstehen, ich müsse aus dem Zug steigen, denn ich dürfe nicht weiterfahren.

„Warum?“ fragte ich. „Mein Paß ist doch in Ordnung. Ich habe das Durchreisevisum von der Russischen Botschaft in Wien erhalten. Das sehen Sie doch.“

„Mag sein“, erklärte der Offizier. „Sie haben das Durchreisevisum, aber nicht über diese Grenze, also nicht von Tschita nach Mandschuria, sondern von Tschita über Wladiwostok.“

Es war mir sofort klar, daß eine Rückreise nach Tschita, von dort weiter nach Wladiwostok und dann mit dem Schiff nach Japan einen ungeheuren Umweg bedeutete und daß ich viel zu spät in Tokio eintreffen würde.

Ich suchte mich mit dem Offizier nach Möglichkeit zu verständigen und ich bat ihn, er möge mich doch über Mandschuria weiterreisen lassen, da ich in äußerst dringender Angelegenheit so bald als möglich mein Reiseziel erreichen mußte. Der Hauptmann nickte energisch mit dem Kopfe, worauf zwei Soldaten, die ihn mit aufgepflanztem Gewehr begleiteten, mein Gepäck aus dem Schlafwagen rissen und es neben den Zug hinstellten. Den Paß behielt der Offizier bei sich. Somit war ich gezwungen, auszustiegen, denn ohne Paß wagte ich es doch nicht, weiterzureisen. Wahrscheinlich hätte man mich mit Gewalt aus dem Zuge geholt.

Man ließ mich zunächst einfach neben dem Gepäck stehen. Wohin hätte ich auch in dieser unendlichen Weite fliehen können? Ich wäre nur allzu bald vor Hunger oder Kälte zusammengebrochen.

Es war schon tiefe Nacht, als ich auf einmal meine zwei deutschen Reisegenossen, den Ingenieur und den Monteur, in meiner Nähe fluchen und schimpfen hörte. Ich ging zu ihnen und erfuhr, daß es ihnen genau so ergangen war wie mir. Hier standen also wir drei Deutsche. Auch ein chinesischer Student, der in Deutschland studierte, war auswaggoniert wor-

den. Der Zug fuhr davon und kein Mensch kümmerte sich mehr um uns. Was konnten wir auch hier auf dem Bahndamm unternehmen? Endlich erschienen zwei Soldaten, die uns in eine Baracke führten. Auf dem Boden lagen einige Strohsäcke und einige Decken. Hier sollten wir übernachten. Ich zerbrach mir den Kopf, was ich nun tun sollte, um meine Reise fortsetzen zu können.

Wie gesagt, der Umweg über Wladiwostok kam für mich nicht in Betracht. Umkehren und unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurück, mochte ich schon gar nicht, denn dann hätte man mich höchstens ausgelacht.

In dieser Lage konnte ich nichts anderes unternehmen, als versuchen, mit irgendeiner japanischen Vertretung in Verbindung zu kommen. Dabei sollte der chinesische Student, der unser Schicksal teilte, mithelfen. Es war mir bekannt, daß es in Mandschuria, einer größeren Stadt an der chinesisch-russischen Grenze, etwa 20 Kilometer von diesem Posten 196 entfernt, ein japanisches Konsulat und ein japanisches Touristbüro gab. Ich schrieb daher einen Brief an das Touristbüro, worin ich erklärte, man halte mich an der Grenze zurück. Ich müsse aber unbedingt so rasch als möglich weiterkommen, da man mich in Tokio dringend erwarte. Ich ersuchte weiterhin, das Büro möge beim japanischen Konsulat vorsprechen und dieses solle die japanische Regierung in Tokio verständigen, damit Schritte zu meiner Befreiung bei der russischen Botschaft in Tokio eingeleitet werden könnten. Diesen Brief gab ich dem chinesischen Studenten, der sich mit einem Bahnarbeiter auf Chinesisch verständigen konnte.

Der Bahnarbeiter versprach, den Brief noch in dieser Nacht auf einem Güterzuge, mit dem er selber fuhr, persönlich nach Mandschuria zu bringen. Der gute Mann hat sein Wort tats

fächlich gehalten. Ich gab ihm dafür zehn Dollar und ließ ihm erklären, er erhalte für den Fall, daß ich wirklich weiterreisen könne, noch weitere zehn Dollar. In meinem Schreiben bat ich auch, sich der zwei deutschen Freunde und des chinesischen Studenten, wenn es möglich wäre, anzunehmen und ihre Freilassung zu erwirken.

Danach legte ich mich, allerdings mit sehr gemischten Gefühlen, auf den Strohsack, den ich aber vorher noch gründlich mit einer Flasche Flit einspritzte. Flit hatte ich mir von Berlin mitgenommen. Man hat mir dort diesen sehr guten und zweckmäßigen Rat gegeben. Geschlafen habe ich freilich recht wenig, denn ununterbrochen beschäftigte mich der Gedanke, ob der chinesische Arbeiter den Brief auch wirklich an seinen Bestimmungsort befördern, oder ob er ihn einfach wegwerfen würde. Ich hatte ja gar keine Aussicht, eine Rechtfertigung von ihm zu verlangen.

Es war uns allen grimmig zumute. Die Fahrt über Wladiwostok hätte etwa zehn bis vierzehn Tage länger gedauert, weil von Wladiwostok nur jeden vierten oder fünften Tag ein Schiff nach Japan in See geht. Die Bude war übrigens geheizt. Auch der Samowar stand da, um heißes Wasser für den Tee zu machen.

In der Früh, nach einer schlaflosen Nacht, ersuchte ich den russischen Offizier nochmals, mir die Weiterfahrt zu bewilligen. Er lehnte es ebenso energisch ab wie am Vortag. Ich wurde überdies ziemlich rauh aus der Kanzlei gewiesen. Nun verspürten wir alle Hunger. Wir mußten Mittel und Wege ausfindig machen, etwas zum Essen zu bekommen. Jedoch vergebens. Meine Leidensgenossen schienen mir ziemlich gleichgültig und erschöpft. Sie verließen sich einfach auf mich. In nicht allzu weiter Entfernung standen zwei Bauerngehöfte.

Wir begaben uns dorthin und baten um etwas Essen. Die armen Leute hatten wohl selber nichts und waren auf die Gnade des Militärs angewiesen. Wir kehrten also unverrichteter Dinge und mit leerem Magen wieder in unsere Baracke zurück.

Um zehn Uhr vormittags kam ein Zug aus der Richtung China. Welche Überraschung! Ein Eisenbahner brachte mir ein Paket mit Brot, Tee, Zucker und Wurst. Es war also in Mandschuria schon bekannt, daß ich an der Grenze gefangen sitze und ohne Lebensmittel sei. Ein gewisser Herr Schmolle, der einige Tage vorher das gleiche Schicksal mitmachen mußte, hatte mir dieses Paket zugeschickt. Mehr als dieses freute mich aber die Gewißheit, daß der Chinese wirklich meinen Brief am rechten Ort abgegeben hatte. Ich begann zu hoffen, recht bald weiterreisen zu können. Aber so glatt, wie ich meinte, sollte es doch nicht gehen. Selbstverständlich teilte ich die Speisen aus. Wir verzehrten mit gutem Hunger die ganze Sendung, und am nächsten Tag hatten wir wieder nichts.

Nach vierundzwanzig Stunden legten wir uns auf den Strohsack. Jeder fragte sich, wie lange wohl das ungewisse Schicksal etwa dauern würde. Später kam ein anderer Bahnarbeiter zu uns herein und sagte, ein Offizier hätte die Bemerkung gemacht, wir dürften am nächsten Tag weiterreisen. Aber der entscheidende Tag verging und wir wußten genau so wenig wie vor achtundvierzig Stunden.

Jetzt beschäftigte ich mich bereits mit dem Plane, meinen Koffer zu packen und zu versuchen, über die russisch-chinesische Grenze zu kommen. Gar so weit könne es ja doch nicht mehr sein, denn wir sahen mit freiem Auge, scheinbar ganz in der Nähe, die berühmte chinesische Mauer und das bekannte Thor, durch das der Zug fährt. Ich kann mich jetzt noch recht gut an

dieses Bollwerk erinnern. Stellenweise war es neu aufgebaut. Es sah aus wie eine alte Festungsmauer bei uns um eine Burg herum, etwa 2,5 bis 3 Meter hoch.

Meine Begleiter warnten mich vor einem Fluchtversuch, und vielleicht mit Recht. Denn wahrscheinlich hätte mich bei der scharfen militärischen Bewachung eine Kugel erreicht. Kugeln saßen ja zur Zeit locker in den Läufen. Trotz unserer mißlichen Lage konnte ich wirklich nicht recht verstehen, warum meine Leidensgenossen so verzagt waren und sich zu keinem Entschluß auftraffen konnten. Schließlich blieb mir ja auch nichts anderes übrig, als auf gut Glück zu warten. Unser Proviant war längst zu Ende.

Jetzt legte sich der Ingenieur ins Zeug. Er sagte zu seinem Monteur: „Horch, du siehst doch von Berlin aus schon sehr gut mit den Kommunisten. Nütze deine Beziehungen aus! Geh zum Militär hin und erzähl ihnen vom Kommunismus in Deutschland. So wirst wenigstens du etwas zum Essen bekommen, und vielleicht kannst du auch für uns etwas mitbringen.“

Der gute Monteur schaute recht zwiespältig drein. Er zweifelte wohl selbst, ob der Kommunismus hier seine Probe bestehen könne. Aber der Mann wagte es trotzdem. Nur zu bald kam er zurück, und wir sahen gleich, daß seine Sendung ergebnislos verlief. Er war geladen von But. Wir hänselten den guten Kerl noch dazu und sagten: „Also, mein Lieber, das ist nun der Kommunismus. Von deinen eigenen Leuten und Gesinnungsgenossen bekommst du nicht einmal etwas zum Essen. Und Auskunft geben sie dir ebensowenig wie uns.“

Der Monteur ergab sich schließlich stumpf in sein Loß, erklärte aber noch, wenn er nach Hause zurückkomme, werde er von der „Bande“ erzählen und seine Leute bestimmt auf-

klären, wie es hier in Rußland zugehe. Er habe genug vom Kommunismus. Seine Kampfansage war von allerhand berlinerischen Kraftausdrücken begleitet. Die Begebenheit, die freilich die Weltanschauung des Monteurs an der Wurzel brach, bedeutete wenigstens für uns eine Abwechslung. Wir begannen zu politisieren, und man wird sich vorstellen können, wie schlecht der Kommunismus dabei abgeschnitten hat. Der gute alte Monteur aber hat kein Wort mehr gesprochen.

Am diesem Abend, etwa um sieben Uhr, kam ein sibirischer Erpreß aus dem Westen. Wir beschloßen, zum Bahnhof zu gehen, um vielleicht von einem der Durchreisenden etwas zum Essen zu bekommen. Leider wurden wir vom Militär zurückgetrieben. Wir durften nur in einer bestimmten Entfernung stehen bleiben. Leute, die zu den Fenstern heraussehen, haben uns wohl verstanden, denn sie warfen uns Lebensmittel zu. So hatten wir an diesem Abend wirklich genug zu essen. Sogar eine Schachtel Zigaretten erhielten wir — in der sibirischen Steppe jaßt von Berlin.

Ich gebe schon fast die Hoffnung auf, auf der vorgesehenen Strecke weiterfahren zu können. Es ist allmählich zum Verücktwerden. Die Zeit vergeht, und ich komme nicht rechtzeitig nach Tokio. Es brach der dritte Tag an. Mit dem Zug Mandschuria, Richtung Rußland—Berlin, schickt man uns wieder ein Paket Lebensmittel. Kaum ist der Hunger gestillt, grüble ich über die Aussichten meiner Weiterreise. Aber jetzt fasse ich den endgültigen Entschluß: Langt bis morgen keine Nachricht ein, dann reise ich über Tschita nach Wladiwostok und von dort aus versuche ich, nach Japan zu telegraphieren, daß und warum ich erst später kommen kann. Von Posten 196 aus ist es unmöglich, eine Verbindung herzustellen, weil ausschließlich nur Militärtelegramme befördert werden.

Im Verlauf des Tages erhielt ich keinerlei Nachrichten mehr. Ich sah mir meine Leute an. Der Ingenieur war ein ruhiger und netter Mensch. Der Monteur, gerade gründlich vom Kommunismus bekehrt, brütete vor sich hin. Der chinesische Student war, man kann nicht anders sagen, stinkfaul. Als den einzigen, der sich mit dem russischen Offizier verständigen konnte, forderten wir ihn mehrmals auf, sich Auskünfte geben zu lassen oder Fragen zu stellen. Meist aber antwortete er, er vertraue sich nicht. Im Grunde genommen war er einfach zu faul.

Abends um halb neun Uhr legten wir uns wieder auf die Strohsäcke. Für mich stand es fest: dies ist die letzte Nacht, die du hier bleibst. In diesem Augenblick hörte ich einen Zug neben unserer Baracke halten. Es war ein Güterzug mit zwei Personenzügen. Ich sagte: „Hätten wir jetzt die Pässe, könnten wir fahren.“ Und schon trat der russische Hauptmann herein und teilte uns mit, es sei ein Diensttelegramm gekommen, ich solle sofort den Zug besteigen, der extra hier angehalten werde, denn ich könne meine Reise fortsetzen. Ich fragte gleich, was mit den anderen drei da sei. Mit einer abfälligen Bewegung bedeutete der Offizier, sie sollen mitfahren. Auf einmal konnte dieser Hauptmann sogar recht gut deutsch. Ich glaube, es hat nicht fünf Minuten gedauert, bis wir im Zug saßen. Hier erhielten wir unsere Pässe ausgehändigt.

Fast genau nach zweiundsiebzig Stunden Gefangenschaft geht es jetzt durch die Chinesische Mauer und durch das berühmte Tor. Auf der anderen Seite dieses Bollwerkes sehen wir bereits chinesisches Militär.

Gang durch Tokio

Man zeigte mir das vom Erdbeben vernichtete Stadtviertel Tokios. Der Anblick war niederschmetternd. Mit dem Wieder-

aufbau hatte man begonnen, größtenteils im europäischen Stil. Die Straßen sind sehr breit, in der Mitte läuft ein von Bäumen umsäumter Reitsteig. Zu beiden Seiten ist genügend Raum gelassen für die Straßenbahn, für Autos und an den Häuserfronten entlang für Fußgänger. Den Verkehr ordnete die Verkehrspolizei nach europäischem Muster. Die Häuser, namentlich in der Geschäftsgegend, tragen tausenderlei Neze-klameflaggen in allen möglichen Farben und mit allen nur erdenklichen Aufschriften und Zeichnungen. Diese Flaggen ersetzen in Japan unsere Plakate und Firmenschilder. Man findet genügend europäische Speise- und Kaffeehäuser. Das Straßenbild ist von einer unglaublichen Buntheit, vor allem hervorgerufen durch die farbenprächtige Kleidung der Japanerinnen. Alles geht in einheimischer Tracht. Das Straßenleben spielt sich verhältnismäßig ruhig ab, obwohl riesiger Autoverkehr herrscht.

Auf meiner Wanderung durch die Stadt habe ich niemals das Gefühl gehabt, als Ausländer oder wegen meiner europäischen Kleidung angestarrt zu werden. Man fällt ja gar nicht auf, denn der Amerikaner etwa gehört durchaus zum alltäglichen Straßenbild. Kaffeehäuser nach europäischer Art gibt es genug, auch Warenhäuser von der Größe und Reichhaltigkeit wie in einer europäischen Haupt- oder einer amerikanischen Großstadt.

In der Kaiserstadt Kyoto

Das Eigenartige eines japanischen Stadtbildes ist nirgends so ausgeprägt wie in Kyoto. Als ich in der Früh erwachte und die Fensterläden hochzog, bot sich mir ein unglaublicher Anblick. Ich meinte fast in ein ungeheures Rundgemälde von riesenhaften Ausmaßen zu blicken, ein Blumenstück von ge-

radezu phantastischer Größe. Das Hotel liegt auf einer kleinen Anhöhe. Vom Fenster aus konnte ich ganz Kyoto überschauen. Von Gebäuden und Straßen sah ich nur wenig, denn alles war wie überschwemmt von blühenden Kirschbäumen. Aus diesem Blütenmeer ragten nur die Dächer. Mir schien, als ob alles in Kirschblüten eingebettet wäre. Der japanische Kirschbaum ist ein reiner Zierbaum. Er trägt keine Früchte. Die Blüten sind von außerordentlicher Schönheit. Ich konnte mich an diesem märchenhaften Bild fast nicht sattsehen, und so stand ich die längste Zeit am Fenster. Es war wie bei uns, wenn ein Bergdörflein tief eingeschneit ist, nur mit dem Unterschied, daß sich hier die japanische Kaiserstadt Kyoto im Schnee der Kirschblüte barg.

Altjapanisches Haus

Auch ein japanisches Haus besuchten wir. Den Eindruck, den ich hier gewann, kann ich gar nicht beschreiben. Es ist wirklich so, wie man es oft auf japanischen Gemälden sieht. Die Häuschen klein, das Gerüst aus Holz, die Wände aus Papier. Eine Art Pergament ersetzt das Glas. Fenster und Türen werden mit kleinen Stäbchen versperrt. Sie sind verschiebbar, so daß man von einem Zimmer die Wände wegnehmen kann. Dann liegt der ganze Innenraum eines solchen Hauses gegen die Straße oder gegen den Garten zu offen. Mehr als einen Stock gibt es selten.

Bevor man ein solches Haus betritt, muß man am Eingang die Schuhe ausziehen. Hier stehen Pantoffel bereit, in die man schlüpft. Erst dann darf man über die Schwelle.

Bevor man in den eigentlichen Wohnraum gelangt, muß man auch diese Pantoffel ablegen; erst auf den Strumpfstöcken darf man hinein. Die Böden werden mit dem fabelhaften

japanischen Reisstrohgeflecht belegt, das einem feinen und sehr weichen Teppich gleicht. Die Schränke sind meist eingebaut. Man sieht nichts davon. An den Wänden hängen japanische Bilder, zumeist auf Seide gemalt, daneben Unterschriften von berühmten Personen, gleichfalls sehr groß auf Seidenstoff geschrieben. Wohl in jedem Raum fast steht die berühmte japanische Zwergkiefer. Eine Augenweide seltenster Art sind die wahrhaft wunderbaren Blumenvasen und die mit großem künstlerischem Geschmack angeordneten Sträuße. Die Kunst, Blumen zu binden, versteht der Japaner einzig. Tisch oder Stuhl gibt es keinen, wohl aber werden in einer Ecke eine Unmenge von Seidenpolstern und Seidenkissen aufgeschichtet, die man herunternimmt und auf die man sich japanisch mit unterschlagenen, gekreuzten Beinen setzt. Die Frauen hingegen kauern mit geschlossenen Knien auf den Absätzen ihrer Schuhe.

Feierliches Zeremoniell der Teezubereitung

Heute war ich zu dem feierlichen Zeremoniell einer echt altjapanischen Teezubereitung eingeladen. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um eine gesellschaftliche oder häusliche Teestunde, sondern wieder um eine Art Kult, der die Bedeutung des Tees für den Japaner mit fast religiösen Gebräuchen zum Ausdruck bringt. Ich kann es nicht anders beschreiben, man wohnt dieser heiligen Zeremonie bei und schaut stillschweigend zu, wie eine ältere, adelige Dame den Tee zubereitet. Das Kochen dauert ungefähr eine Stunde. Hernach wird der Tee in große Schalen geschüttet und von Geißhas den Besuchern kredenzt. Es ist Sitte, die Schale in etwa dreieinhalb Zügen auszutrinken. Das Getränk, für

meinen Geschmack nicht gut, gleicht dunklem Spinat. Dabei soll dieser Tee noch mit einer erklecklichen Anzahl der verschiedensten Beimischungen versetzt sein, was ihn unglaublich teuer und wertvoll macht. Man hat nur selten Gelegenheit, eine solche Zeremonie mitmachen zu dürfen und solchen Tee zu trinken. Die genaue Herstellung, Art und Verhältnis der Beimischungen, kurzum die ganze Zubereitung weiß ich nicht. Es ist dies ein Geheimnis des buddhistischen Kultes. Die Zeremonienmeisterin, wenn man so sagen darf, sitzt an einem kleinen Tischchen und arbeitet mit einer ganzen Sammlung von Schüsselchen und Schälchen herum, in denen, wie mir schien, überall etwas drinnen ist. Mir machte es auch den Eindruck, als wolle man mit Absicht keinen der Zuschauer und Teilnehmer wissen und sehen lassen, welche Kenntnisse und Gebräuche für einen solchen Tee erforderlich sind. Niemand spricht während dieser Teestunde. Man schaut einfach andächtig der Handlung zu, die ungefähr eine Stunde dauert. Der Tee wird ohne Zucker gereicht.

Ein einziges Mal wurde ich einer solchen Teestunde beigezogen. Für den Europäer bedeutet dies eine seltene Ehrung, die man nicht hoch genug anschlagen kann.

Ein japanisches Nachtmahl

An diesem Abend nahm ich an einem japanischen Nachtmahl teil. Es wurde in einem eleganten japanischen Teehaus aufgetragen. Der Speisesaal war ein riesiger Raum. An den Längsseiten ließ man sich nebeneinander auf Polstern nieder. Ich mußte mit meinem Dolmetscher an der Kopfseite, genau unter dem Wandschmuck, Platz nehmen. Im ganzen waren vielleicht achtzig Personen anwesend.

Bedient wurden wir von Geishas, und zwar von Ganz

Geishas und Halb-Geishas. Der Unterschied ist der: die Ganz-Geisha ist älter. Sie musiziert und singt. Die Halb-Geisha, von etwa siebzehn bis zwanzig Jahren, tanzt vor. Während des Essens bringen die Halb-Geishas die einzelnen Gerichte in das Zimmer, wo die Speisen von den eigentlichen Geishas abgenommen und den Gästen vorgesetzt werden. Sind viele Geishas anwesend, so wird jedem eine Geisha zur Bedienung zugewiesen. Ist jedoch die Zahl der Geishas beschränkt, so wird nur den ersten Persönlichkeiten je eine als Bedienerin beigestellt.

Als erstes Gericht bekamen wir eine Nudelsuppe. Man trank sie aus kleinen Schalen. Dann wurden verschiedene Arten von Fischen, auf jede mögliche Weise zubereitet, vorgelegt. Ich staunte erschrocken, wie die meisten einen besonderen Fisch bevorzugten, den sie roh genossen. Die Fische werden alle vorher schon in kleine Scheibchen geschnitten. Mit den beiden Holzstäbchen nimmt man ein Stück, tunkt es in verschiedene unglaublich scharfe Gewürze und Soßen ein und ißt es. Löffel, Messer, Gabel gibt es nicht. Auch keine Teller. Ebenso keine Servietten. Man benötigt im Grunde genommen tatsächlich alle diese Behelfe nicht, denn die Speisen werden mundgerecht vorbereitet. Auf einem Tablett stehen vielleicht ein paar Duzend verschiedener Schälchen, jedes mit anderem Inhalt. Ich aß ebenfalls ein Scheibchen rohen Fisches, aber Sakabe machte mich sofort aufmerksam, ich solle ja nicht viel davon nehmen, da es mir sicherlich nicht gut bekäme. Es hat auch wirklich diese Kleinigkeit während des einstündigen Essens genügt, um mir die ganze Nacht hindurch zuzusetzen.

Statt Bier oder Wein gab es Sake, eine Art Reisschnaps. Er wird in kleinen Schalen gereicht und lauwarm getrunken. Man darf sich seiner erst bedienen, wenn der Gast, dem zu

Ehren das Essen veranstaltet wird, den Anfang gemacht hat. Ich trank also und mußte nun, wie es Brauch ist, die Sake: schale in einen Topf mit Wasser tauchen, der neben mir stand, und sie abwaschen, worauf die Geisha wiederum einschenkte und die Schale dem Nächsthöchsten, dem Gastgeber, reichte. Der trank sie aus und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Sake:trinken. Die Japaner nehmen nicht viel davon. Das Ge: tränk ist stark und wird, soviel ich bei diesem Gastmahl gesehen habe, sehr vorsichtig genossen. Im ersten Augenblick schmeckte es mir überhaupt nicht. Man kann sich aber daran gewöhnen, und zum Schluß hatte ich seinen Geschmack nicht mehr ungerne.

Während des Nachtmahles konnte ich das Geschirr bewun: dern. Es war aus dem herrlichen japanischen Porzellan. Auch die berühmten Lackschalen wurden verwendet. Die Holzstäb: chen, mit denen man isst, sind stets in Papier eingewickelt, so wie bei uns die Strohhalm für eine Limonade. Selbstver: ständlich alle ungebraucht. Nach jeder Mahlzeit werden sie ab: gebrochen. Man kann diese Stäbchen kein zweitesmal gebrau: chen. Den Schluß konnte ich leider nicht mehr mitmachen, da ich früher auf den Zug mußte. Die ganze Anordnung des Nachtmahles war von peinlicher Sauberkeit und nicht zu über: treffender Reinlichkeit.

Während des Essens singen die Geishas, machen Musik und tanzen dazu. Alle Bewegungen sind schön und grazios. Jeder Tanz, den diese Mädchen vorführen, hat stets einen besonderen Sinn. So habe ich später Schitänze und Frühlingstänze ge: sehen. In den Schitänzen wurde das Schilaufen versinnbildet. Und ich muß sagen, die Geishas haben derartig gut getanzt, daß ich glaubte, sie müßten alle ausgezeichnete Schiläufer: rinnen sein. Das Singen jedoch klingt für unser Ohr nicht schön. Mir war es, als wollte man arge Misttöne herunter:

leiern. Den Melodien sind auch Worte untergelegt. Darin wird, wie man mir sagte, Buddha gepriesen und der Frühling, die Blumen, die Schönheiten des Landes besungen. Die Musikinstrumente, die Gesang und Tanz begleiten, waren eine Art Gitarre oder Mandoline mit drei Saiten.

Die landläufigen Vorstellungen, die man bei uns von den Geishas hat, stimmen nicht. Sie sind Künstlerinnen, so wie bei uns Tänzerinnen oder Sängerinnen.

Verstreutes aus dem Tagebuch

Nirgends sonst habe ich so augenscheinlich erfahren und gesehen, was arbeiten heißt, als in Japan. Die Energie, die dort darangesetzt wird, läßt sich mit der unseren nicht vergleichen. Der Japaner selbst ist tatkräftig und zielstrebig, wissensdurstig, überaus fleißig und dabei von einer geradezu staunenswerten Anspruchslosigkeit.

*

Hier muß ich einem Vorwurf begegnen, den man bei oberflächlicher Beurteilung allzu gerne dem Japaner macht, nämlich, er sei falsch. Dies ist nicht der Fall. Vielmehr ist der Japaner klug, schlau und tüchtig. Er hat die Gabe, von allem, was in Europa erfunden oder erzeugt wird, sofort das für ihn zweckmäßigste zu wählen, es vielleicht sogar noch zu verbessern und zu verwerten.

*

Auf die unvergleichliche Gastfreundschaft der Japaner habe ich mehrmals schon hingewiesen. Für mein Empfinden war der Überschwang an Höflichkeit manchmal fast unerträglich. Ich hatte niemals Gelegenheit, mir auch nur die allerkleinsten Bedürfnisse selbst zu besorgen, alles nahmen mir die Japaner ab, und jeder Wunsch wurde mir, wenn auch kaum angedeutet,

sofort erfüllt. Die Japaner haben da ein außerordentliches Geschick, alles zu erraten.

*

Auf der Straße sagt ein Japaner dem andern, vorausgesetzt, daß sie bekannt sind, stets einen Schwall von freundlichen und zuvorkommenden Worten. Ich glaube, es ist unmöglich, daß etwa ein Japaner den andern, wie bei man uns sagt, „schneidet“, auf offener Straße beleidigt, ihn zur Rede stellt oder einen Streit austrägt, auch dann nicht, wenn es die größten Feinde wären. All dies geschieht schriftlich.

*

Der Geschäftsbetrieb beginnt um acht Uhr in der Früh. Eine Mittagsperre kennt der Japaner nicht. Die Geschäfte bleiben abends bis gegen elf Uhr offen. Von elf Uhr ab sind die Straßen wie ausgestorben. Es verkehren nur mehr wenig Autos. Es ist dies ja selbstverständlich, denn der Japaner hat den ganzen Tag bis zur Erschöpfung ausgenutzt. Die Nachstunden gehören der Ruhe und der Erholung.

*

Das Land ist reich an Vulkanen. Überall sah ich rauchende Berge und große, von Lavamassen überschüttete Gefilde. Ununterbrochen ziehen sich die Reisfelder hin. Sie waren während meines Aufenthaltes gerade unter Wasser gesetzt. Die Arbeiter stehen bis zu den Knien in Wasser und Morast. Jedes kleinste Stückchen Land ist mit Reis bebaut. An der Ausnützung des Bodens bis zur Handflächengröße kann man sich abrechnen, welchen Bevölkerungsüberschuß Japan hat. Und so genügt die Ernte für das japanische Volk lange nicht. Es wird viel Reis aus China eingeführt. Kein Wunder, wenn man sieht, welche Mengen Reis Tag für Tag verzehrt werden.

Brot kennt der Japaner nicht. Für ihn ist der Reis wie für uns das tägliche Brot.

*

In jeder Wohnung befindet sich ein kleiner, aber für gewöhnlich abgeschlossener Altar mit dem Buddha. Er wird einem nur selten gezeigt. Wenn der Japaner seine Andacht verrichtet, zündet er kleine Wachskerzen an und verbrennt Weihrauch dabei. Der Sonntag ist Kastenag wie bei uns. Sie haben den gleichen Kalender wie wir. Ungewöhnlich ist die Berechnung des Alters. Ein neugeborenes Kind gilt als schon ein Jahr alt.

*

Zum Mikado, dem Sohne des Himmels und dem Kaiser von Japan vorzukommen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Man darf sich aber dabei nicht vorstellen, daß er etwa in erhabener Abgeschlossenheit ununterbrochen in seinem Palast weilt. Im Gegenteil, man erzählte mir, er reite oder fahre sehr oft durch die Straßen Tokios. Bei seinem Erscheinen ruhe stets mit einem Schlag jeder Betrieb und jede Bewegung auf der Straße. Die ganze Bevölkerung liegt wie in einem Bann. Sie wirft sich auf den Boden und wagt ihr Antlitz nicht zu erheben. Es ist, als ob er allein da wäre, während alles andere nichts mehr bedeutet. Die kaiserliche Residenz ist mit einer großen Mauer umgeben, die damals auch dem Erdbeben standgehalten hat. Man führte mich wohl bis in die Höfe innerhalb der Mauer, aber den eigentlichen Palast konnte ich nur von außen betrachten. Ich wurde den Schwestern des Kaisers vorgestellt sowie den Brüdern, also den Kronprinzen und Kronprinzessinnen.



Foto: Archiv D A 3

Japans Schicksal

Vulkane und Erdbeben

1938, VII/5

65

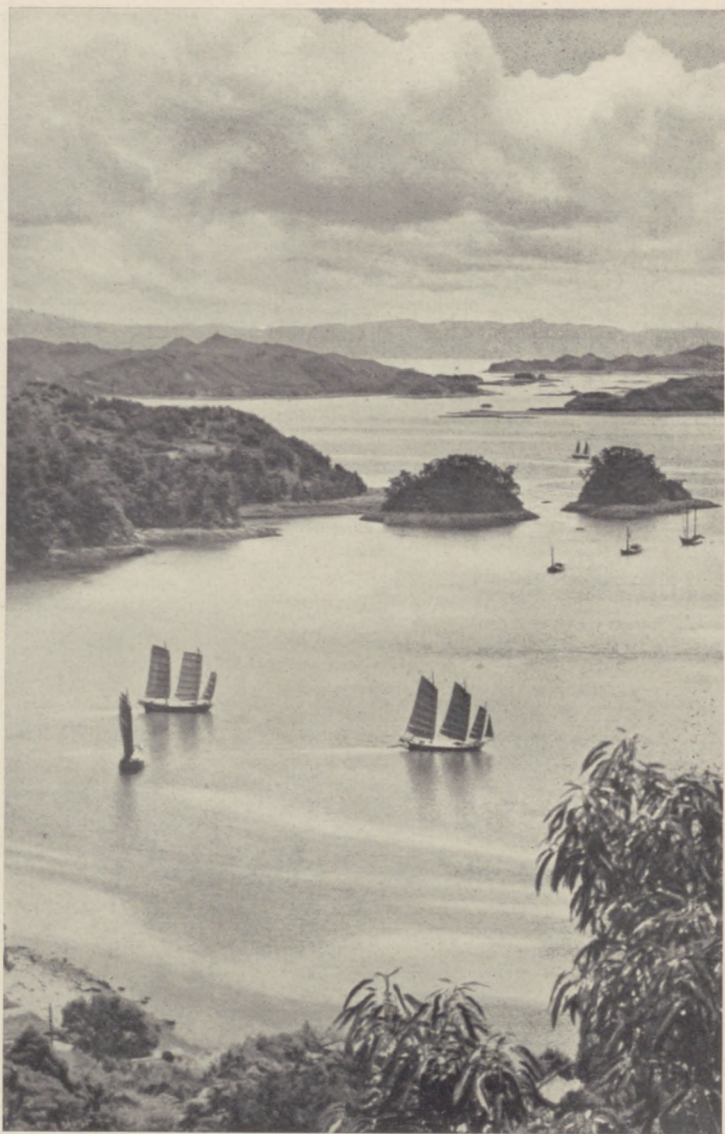


Foto: Argusfoto

See und Land

Japans



Foto: Eherl

Schönheit

Die Kirschblüte

67



Foto: Fritz Henle (Mantius)

Pagoden



Foto: Fritz Henle (Mauritius)



Foto: Argusfoto

Der Kaiser Hirohito



Foto: Argusfoto

Die Kaiserin Nagako



Foto: Frits Henle (Mauritius)

Buddha



Foto: Natori (Mauritius)

Priester



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Drachenschmied



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Teehändler



Foto: Presse-Photo

Teestunde



Foto: Terra Filmkunst

Häuslichkeit



Foto: Nach Bishka „Japan“ aus der Zeitschrift Nippon
Reisdörfer



Foto: Conix, Argusfoto

Reisbauer



Foto: Eherl

Die Fischerstadt Niigata

Den Nachregen regnen hören in Karasaki

Von Max Dauthendey

Kiri war der einzige Sohn der „Wolke vor dem Mond“, — so hieß seine Mutter. Sein Vater war Fischer, und außer einem Kahn und den Fischfanggeräten und einer kleinen, struppigen Strandhütte besaßen Kiri's Eltern nichts.

„Doch wir sind reicher“, sagte Kiri immer, „reicher als die Reisfelderbesitzer in den Bergen am Biwasee, reicher als die Kaufleute von Dzu. Unser Besitz ist größer als die Hauptstadt Kioto. Denn uns Fischersleuten gehört der ganze Biwasee und alles was darin ist; der Biwasee ist unser Königreich.“

In Karasaki verspotteten die Mädchen den Kiri, der stets den Biwasee als sein Eigentum aufzählte, wenn man von Geld und Vermögen sprach; und sie nannten ihn den Fischkönig von Karasaki.

Aber immer am ersten April, wenn alle Häuser eine Bambusstange aufs Dach oder vor die Tür stellten und der Hausvater meterlange Papierfische an der Stangenspitze befestigte, so viel Fische, wie ihm seine Frau in der Ehe Knaben geboren hatte, dann war immer Kiri's trostlosester Tag gewesen. Auf ihrer Strandhütte zappelte nur ein einziger Fisch, während drinnen über den Dächern von Karasaki Hunderte von Fischen wie Fahnen die Luft füllten. Kiri fand sein Vaterhaus dann sehr traurig; und das Wort Fischkönig, das ihn sonst gar nicht ärgerte, schien am ersten April gar nicht auf Kiri zu passen. Solange er Knabe war, hatte er sich an diesem Tag versteckt und sich fern von Kindern gehalten, weil er sich für seinen Vater und seine Mutter schämte, die ihn als einziges Kind

im Hause hatten und am großen Fischfesttage nur einen einzigen Fisch auf der Bambusstange vor der Haustür waagsrecht im Winde flattern ließen.

Kiri war jetzt siebzehn Jahre und dachte ans Heiraten. Zwei Mädchen kamen für ihn in Betracht: eine kleine Teehaus tänzerin, die nicht mehr jung war, aber etwas Geld beiseite gelegt hatte, da sie einmal sehr schön gewesen und gewisse Liebesumarmungen besser verstanden hatte als andere Teehausmädchen. Sie hieß „Perlmutterfüßchen“ und war Kiri besonders von seiner Mutter und von seinem Vater dringend zur Ehe empfohlen. Die andere war eine Traumerscheinung, ein Mädchen, von dem er immer träumte, wenn er den Nachtregen über Karasaki regnen hörte.

Diese Auserwählte war sein persönliches Geheimnis. Kein Bewohner von Karasaki hatte sie je gesehen. Keiner der Menschen, die rings um den Biwasee wohnen, war ihr je begegnet. Nur Kiri allein wußte, wie sie aussah; aber weder seinem Vater noch seiner Mutter, „der Wolke vor dem Mond“, erzählte er jemals von diesem Mädchen. Jetzt im März, im Vorfrühling, lag Kiri in einer Nacht allein draußen auf dem See, hatte eine Kienfackel am Kiel des Bootes befestigt, das große Netz ausgeworfen und ruderte langsam, vom rötlichen Feuer schein umgeben, über das Wasser, das schwarz wie Nachtlust war, und das ihm vertraut war wie die Diele seiner Elternhütte. In dieser Nacht rauschte der See nicht, und soviel Kiri auch horchte, kein Fisch rührte sich und schnellte auf. Es war, als sei der See drunten fischleer wie der Himmel droben. Trotzdem kein Nebel war, verwunderte sich der junge Fischer allmählich, daß ihm nicht ein einziges Fischerboot begegnete, und daß auffallenderweise nicht ein einziges Fackellicht von anderen fischenden Booten in der dunklen Kunde zu bemerken

war. Nur Kiri's Rienspan knisterte und paffte. Aber keine Welle funkelte, und zum erstenmal wurde es Kiri unheimlich auf dem altbekannten, treuen, guten See. Die Ruder ruderten widerstandslos, als zertellten sie gar kein Wasser. Kiri zog zuletzt die Ruder ein und getraute sich nicht mehr, den See zu berühren. So oft er auch das Fischnetz hob — es war leer, und nicht die kleinste Seemuschel und nicht der kleinste Fisch — nichts hing in den nassen Maschen.

Wie Kiri noch lag und nach allen Richtungen horchte, um Geräusche von fernen Ufern aufzufangen, da er nicht mehr wußte, ob sein Boot auf der Seehöhe oder in Landnähe sei, da tauchte im roten Schein seiner Rienfackel am Kiel ein ovaler Fleck auf, ähnlich dem aufgehenden Mond über der Seelinie. Kiri griff erleichtert zu den Rudern und wollte dem blassen Fleck entgegenfahren. Aber sein Boot schien sich nicht mehr vom Fleck zu rühren, soviel er auch ruderte.

Nun wußte Kiri, daß eine der Seeerverzauberungen über ihn und sein Boot gekommen war, daß der Seebann, vor dem sich alle Bewohner von Karasaki fürchten, sein Boot festhielt, und daß das blasse Licht, das durch den rotbraunen Fackelschein ihm entgegen sah, das Gesicht eines Seedämons war, dem er nicht mehr ausweichen konnte.

Die Rienfackel hörte auf zu paffen, brannte eine Weile lautlos; dann schrumpfte ihr Licht ein, als wäre die Fackel ins Wasser gefallen. Und das alte, vertraute Boot, in dem Kiri von Kindheit an geatmet, gearbeitet, gegessen und geschlafen hatte, war schwarz geworden wie die Nachtluft und wie das Seewasser. Kiri fühlte nicht mehr den Bootrand. Vielleicht war auch sein Körper jetzt Luft, bezaubert von dem fahlen Gesicht des Dämons, der nun erscheinen sollte. Kiri erwartete eine Schreckensgestalt, einen Seedrachen mit zackigen Flügeln, einen

Riesen, der den Kopf nicht auf den Schultern trüge, sondern dem er aus dem Bauch wüchse, dort, wo sonst bei den Menschen der Nabel ist.

„Guten Abend, Kiri“, sagte ganz einfach eine Stimme im Dunkel. „Warum hast du kein Licht an deinem Boot?“ fragte die Stimme eines Mädchens. „Kannst du nicht etwas Licht anzünden? Ich habe meinen Feuerstein ins Wasser fallen lassen und bin auf dein Boot zugerudert, ehe deine Fackel auslöschte. Kiri, schläfst du? Höre doch und mache Licht!“

„Wer bist du?“ getraute sich Kiri erleichtert zu fragen.

„Mach Licht, dann wirst du mich sehen. Du kennst mich gut, Kiri. Verstell dich nicht und erkenne mich! Erinnerst du dich nicht mehr“, sagte die Stimme im Dunkel, „weißt du nicht mehr, wo wir uns zum letztenmal verließen?“

„Nein, ich kenne dich noch nicht“, gab Kiri zurück. Und sein Herz suchte in allen seinen Erinnerungen. Und wie er grübelte, wurde es seltsamerweise Tag, und Kiri sah keinen See, keine Ufer — er lag auf der Mtane eines Hauses, das er gut kannte, aber in dem er lange nicht gewesen war; neben ihm auf einem flachen Seidentkissen saß ein schönes junges Mädchen und sagte: „Samurai, kennst du mich jetzt?“ Und er sah sie an und grübelte wieder in seinen Erinnerungen und sah über das Matanengeländer einen Zwerggarten mit kleinen Brücken und kleinen Felsen. Und unter einer der kleinsten Brücken ging eben das letzte Stückchen der Abendsonne unter. Und Kiri grübelte, und der erste Stern erschien über dem lautlosen Zwerggarten. Aber der junge Mann erkannte das Mädchen nicht, und er erkannte auch das Haus noch nicht, trotzdem er wußte, daß es sein Haus war. Doch es lag nicht am See, und es war kein Fischerhaus. Es war das Haus eines Samurai, eines reichen Adligen aus der Kriegerkaste.

Kiri betrachtete seine rechte Hand und sah, daß sie nicht mehr die grobe Hand eines Fischers war. Und Kiri grübelte und hörte plötzlich einen Laut, wie wenn aus vielen Tempeln viele Gongs andröhnen. Er fragte das Mädchen neben sich auf der Altane: „Welches Fest ist heute, weil alle Tempel rufen?“

„Es ist kein Fest“, sagte das Mädchen und war rot und leuchtete wie eine Fackel, trotzdem kein Licht auf dem Altan brannte.

Und Kiri grübelte wieder. Aber die Tempelgongs schwiegen nicht, und auch die Erde unter ihm dröhnte wie ein Tempelgong und schien Kiri zu wecken und zu rufen.

„Es ist kein Fest, es ist ein Krieg“, sagte Kiri plötzlich. „Was ist das für ein Krieg um die Tempel und auf der Erde?“ fragte er von neuem das Mädchen.

Dieses wurde blaß und leuchtete weiß wie ein Metallspiegel und sagte: „Es ist kein Krieg, Kiri. Kein Krieg um die Tempel und kein Krieg auf der Erde.“ Dabei bog sie sich über ihn, legte ihre Wange an Kiris Ohr und ihre Hand auf sein Herz.

Da wurde es still draußen um die Tempel, und auch die Erde schwieg. Die Sterne über dem Garten verschwanden, und Kiri hörte, wie ein leiser Regen begann. Es regnete ein Nachtsregen. Und er sah mit offenen Augen, daß das Mädchen neben ihm aufstand, Diener hereinwinkte, ihn in eine Sänfte legen ließ und sich selbst zu ihm hinein in die Sänfte kauerte. Und der Regen regnete leise auf das Dach der Sänfte, wie das Getrippel einer tanzenden Frau. Dann standen die Diener, nach Stunden schien es ihm, still. Man hob Kiri aus der Sänfte heraus. Er ließ alles geschehen und sah nur mit offenen Augen zu, daß man ihn in ein Boot legte. Es war ein vornehmes, großes Boot, ein Samuraiboot. Ein Goldlackhaus stand inmitten des Bootes. Eine große rote Laterne brannte am Kiel,

und die Diener legten ihn auf die Diele des Goldlackhauses. Und Kiri hörte wieder den Regen auf das Dach trippeln, wie die Füße von hundert Tänzerinnen. Neben ihm saß das junge Mädchen, dessen Arme ließen seinen Nacken nicht los. Nur durch die offene Thür des Bootshauses sah Kiri an der roten Laterne, die ausgelöscht wurde und wieder angezündet, daß es Tag und Nacht wurde. Aber wie viele Tage und Nächte vergingen, das wußte er nicht.

Immer regnete der Regen, dieser seltsame Regen, der auch regnete, wenn die Sonne am Tage hereinschien, und auch nachts, wenn die Sterne an der Thür des Goldlackhauses standen, und der nur dann aufhörte, wenn das Mädchen neben ihm für einen Augenblick die Wange an seine Wange legte, die Lippen an seine Lippen und die Zungenspitze an seine Zungenspitze.

Allmählich aber wurde Kiri den Regen gewohnt, und eines Tages übte er keinen Bann mehr auf seine Glieder. Aber er sah an dem erschrockenen Gesicht des jungen Mädchens: es gefiel ihr nicht, daß er den Regen vergessen, daß er sich aufrichten und sich umsehen konnte.

Da fragte Kiri sie: „Wo sind wir?“

„In Japan, Samurai“, sagte das Mädchen ausweichend.

Achtmal wurde die Laterne draußen ausgelöscht und achtmal wieder angezündet, und Kiri hatte wieder zählen gelernt. Am neunten Tag fragte er abermals das Mädchen: „Wo sind wir in Japan?“

„Auf dem Biwasee, Samurai“, sagte das Mädchen.

„Sind viele Menschen auf dem See?“ fragte Kiri.

„Samurai, nur ich und du und die Ruderer und ein paar Diener deines Hauses.“

„Aber ich höre viele Menschen auf dem See.“

„O Herr, es sind nicht Menschen, die du hörst. Das sind die vielen Füße des Regens.“

Kiri schwieg noch einmal eine Nacht lang. Aber als die rote Laterne am Morgen ausgelöscht wurde und der letzte Stern aus der offenen Tür ging, richtete er sich auf und fragte: „Wo sind wir auf dem Witasee?“

„Wir sind auf der Höhe von Karasaki, Herr“, antwortete das Mädchen. Aber ihre Stimme war vor Schreck nicht mehr ihre Stimme, und das Rascheln der Seide ihrer Ärmel war lauter als ihre Sprache. Kiri mußte noch einmal fragen, um sie zu verstehen, und er richtete sich auf und befahl mit seinen Augen dem Mädchen, zu bleiben und ihn nicht mehr anzurühren. Aber er hatte ihr nicht befohlen zu schweigen.

„Bleib doch bei mir, Samurai“, sagte sie lauter und flehend. „Sieh, es wird bald wieder Nacht draußen!“ Und sie hob ihre weißen Händchen aus den Ärmeln und langte nach den Zipfeln von Kiris Ärmeln und hielt sie mit ihren kleinen Händen fester als ein Dornbusch.

Da lachte Kiri über die Kraft der kleinen Finger, blieb aufrecht sitzen und hörte für eine Weile wieder den Regen.

Das Mädchen schmeichelte ihm und legte die Wange an seine Wange und sagte: „Was willst du draußen, Samurai, wo es immer regnet?“

Und ihre Hände und ihre Stimme brachten es noch einmal fertig, daß Kiri nicht aufstand und bei dem Mädchen sitzen blieb und sich schmeicheln ließ und sie liebte.

Aber in derselben Nacht noch, gegen Mitternacht, als die rote Laterne vom Kiel die Diele des Goldsackhauses rot beleuchtete, sah Kiri eine zweite Laterne, eine gelbe, neben dem Kiel aufsteigen, und er erkannte, daß es der gelbe Vollmond war.

„Wie kann es regnen“, sagte Kiri zu dem Mädchen, „wenn der Vollmond draußen neben der roten Laterne scheint?“

„Es regnet immer nachts über Karasaki“, sagte das Mädchen und war zwiefach von der Laterne und dem Mond beschienen.

„Du hast zwei Farben im Gesicht, als ob du lögest. Ich höre keinen Regen mehr.“

„Oh, hörst du nicht mehr den Nachtregen über Karasaki?“ sagte das Mädchen, öffnete den großen Fächer und hielt ihn gegen den Mond und gegen die Laterne, so daß ihr Gesicht dunkel war.

„Ich höre keinen Regen mehr. Laß uns aufstehen, ich will den See und die Ufer im Vollmond sehen.“

„Oh, höre doch den Regen!“ flehte das Mädchen. „Bleib!“ Und sie hob wieder ihre kleinen Hände, um ihn zu halten.

Da befahl Kiri ihr, die Hände in die Ärmel zu verstecken, und sagte: „Schweig!“

Zum erstenmal seit vielen, vielen Tagen und Nächten stand Kiri auf und fühlte wieder, daß er Füße, Knie, Schultern, Ellenbogen und eine atmende Brust hatte. Und aus dem schwülen Räucherwerk, das in dem Lackhaus brannte, trat er durch die offene Thür hinaus in das Boot, das sich bei Kiris aufstampfendem Gang tiefer ins Wasser drückte.

„Ich will nach Karasaki fahren!“ rief er den Rudern zu. Und als er sich gegen das Goldlackhaus umwandte, sah er oben auf der kleinen Altane des Daches sechs Frauen sitzen. Drei hatten kleine Holztrommeln, und drei hatten Mandolinen im Arm. Ihre Finger bewegten sich im Mondschein. Sie schienen zu musizieren. Aber seltsamerweise hörte Kiri keinen Ton mehr im Ohr, weder von den Trommeln, noch von den Mandolinen.

Kiri beachtete die Musikantinnen nicht lange, denn das Boot

schuß jetzt auf Karasaki zu. Und ganz Karasaki schien ihn zu erwarten.

Auf vielen Masten am Ufer waren Laternen aufgezogen, und lange Ketten von farbigen Papierlaternen schillerten in der Luft und glitzerten im Wasser. Je näher sie kamen, desto festlicher hob sich das erleuchtete Karasaki aus der Nacht.

Kiri staunte eine Weile. Dann winkte er dem Mädchen, das drinnen noch immer auf der Diele des Boothauses hockte und sich nicht rührte.

„Komm und sieh, wie Karasaki uns empfängt!“

Ganz schwach hörte Kiri des Mädchens Stimme zurück: „Oh, komm wieder herein, Geliebtester! Komm herein zu mir! Das ist der Nachtregen von Karasaki, der draußen im Mondschein glänzt. Es sind die Ketten der Regentropfen, die im Vollmond glitzern. Hörst und siehst du nicht den Nachtregen?“

Da stampfte Kiri ungeduldig, daß das Boot sich unter seinen Füßen noch tiefer ins Wasser senkte, und rief:

„Stehe ich nicht auf meinen zwei Füßen? Sehe ich nicht mit meinen zwei Augen? Fühle ich nicht mit meinen zwei Händen, daß die Luft trocken ist!“

Da kam das Mädchen aus dem Boothaus und rief rasch zu den Musikantinnen auf das Dach hinauf:

„Spielt lauter! Bei allen Göttingen bitte ich euch: spielt lauter!“

„Spielen die dort oben, oder spielen sie nicht?“ fragte plötzlich Kiri.

„Zwei von ihnen spielten immer, Herr. Jetzt spielen aber alle sechs. Hörst du nicht, Geliebter? Höre doch! Komm in das Haus! Du hörst vor dem Ruderrauschen hier draußen nichts. Komm in das Haus!“

„Nein, ich höre nichts. Aber welches Lied spielen sie?“

„O Herr, sie spielen das Regenlied. Verzeiht! Sie spielen das Lied schon seit Wochen, um dich einzuschläfern, Herr. Ich habe gelogen, Herr.“ Das Mädchen warf sich vor Kiri nieder. „O Geliebter, ich habe dich nicht von mir lassen wollen. Das ganze Land war voll Krieg. Die Samurais aus dem ganzen Land zogen in den Krieg. Seit Wochen tobt der Krieg. Als die Tempel den Krieg verkündeten, habe ich dein Schwert verstecken lassen und habe dich einschläfern lassen mit dem Regenlied und habe dich im Arm gehalten und habe dich in eine Sänfte bringen lassen. Und die Musikanten, die das Regenlied spielten, haben dich begleitet bis an den Bivasee, und ich habe ihnen befohlen, sich auf das Dach zu setzen, und zwei von ihnen mußten immer spielen, Tag und Nacht. Und ich habe dich nicht von meiner Seite lassen können Tag und Nacht, vor Furcht, daß dich der Krieg töte, wenn du ans Land gingest, und vor Furcht, daß der Tod dann mein Geliebter würde.

Jetzt aber sehe ich, daß Friede am Land ist. Deshalb glänzt Karasaki festlich beleuchtet in der Nacht. Und ich bin froh, daß Friede wurde, denn dein Ohr wollte nicht mehr auf die Musik des Regenliedes hören, und ich fühlte seit Tagen, daß ich dich nicht mehr aufhalten könnte, wenn du die Musik nicht mehr hörtest und an den Regen nicht mehr glaubtest.

Sieh, Geliebter, jetzt kann ich dich nicht mehr verlieren. Jetzt können wir in unser Haus zurückkehren. Ich habe dein und mein Leben gerettet. Denn die Toten können sich nicht küssen, nur die Lebenden.

Was hast du, Geliebter? Blendet dich das Mondlicht? Oh, bei den Göttern, ich hatte doch kein Gift auf meinen Lippen, als ich dich küßte! Warum wirfst du dich auf deine Knie? Warum schüttelst du die Fäuste in die Luft? Warum wird dein Haar lebendig und sträubt sich wie bei einer Katze?

O Götter! Deine Augen quellen dir aus dem Kopf! Samurai, bist du vergiftet? Suchen deine Hände dein Schwert an den Hüften? Ich will dir's bringen. Verzeih, wenn ich dein Eigentum versteckte. Dein Schwert ist hier im Lackhaus, im Wandschrank."

Während das junge Mädchen noch flehte, hatte sich der Mond bedeckt. Aber Kiris Gesicht leuchtete, als wäre es aus Phosphor. Seine Armmuskeln wölbten sich, seine Fäuste schlugen in die Luft, seine Brust keuchte: „Mein Schwert!“

Dann stürzte er an dem Mädchen vorüber in das Lackhaus und zerbrach die Wandschranktür, die sich nicht sofort öffnete. Aber kaum berührten seine Finger das Schwert, das dort in seidnem Futteral lag, da fiel der Mann weich wie Schaum zusammen und warf sich schluchzend und weinend auf die Diele und presste sein Schwert an seine Brust, als wäre es seine wiedergefundene Geliebte.

Eine Weile noch tobte sein Stöhnen, sein Schluchzen. Dann hob er sein tränenüberströmtes Gesicht, setzte sich mit gekreuzten Beinen ruhig auf den Boden, löste den Seidengürtel seines Obergewandes, zog das kurze Schwert aus der dicken geschnittenen Elfenbeinscheide, strich mit der äußerst feinen Schneide des Schwertes über den Haarbüschel an seiner nackten Brust, schnitt ihn glatt ab und lächelte eine Sekunde zufrieden über die gute, treue Schärfe des Stahls. Dann sagte er ruhig, beherrscht zu dem Mädchen, mit einem Tonfall und einer Stimme, als wäre nichts geschehen: „Mach dich bereit! Wir müssen jetzt sterben!“

Das Mädchen, das ihm in das Haus gefolgt war, kauerte neben ihm, willenlos und bleich wie eine hingewehrte weiße Feder. Sie antwortete ihm nur mit dem einen Wort: „Geliebter!“

Aber diese Antwort brachte wieder den alten Sturm in Kiri herauf. Alle Muskeln an seinem Leibe zuckten, als würden sie von Zangen zerrissen. Darf je ein Samurai sein Schwert verlassen? Hatten nicht die Gongs der Tempel und selbst der große Kriegsgong, der tief in der Erde begraben ist, Kiri und sein Schwert vor Wochen gerufen? Die Erde hätte ihn mit ihrem Feuer verschlungen, wenn er nicht in den Krieg gegangen wäre; denn jeder Samurai ist der Sohn der Erde und der Sohn des Feuers. Beide Gewalten haben ihn geboren. Nur das Wasser hat nichts mit seiner Geburt zu schaffen. Dem Wasser ist er fremd, und es erkennt den Samurai nicht an, nicht den Krieger, denn das Wasser ist sanft und ausweichend. Und das Wasser ist der Tod des kriegerischen Feuers.

Nur auf dem Wasser konnte ein japanischer Samurai einen Krieg versäumen. Nur eingelullt vom Regen und fern von allen Ufern konnten die Ohren eines Samurai den Kriegsgesang der japanischen Erde nicht mehr hören.

Aber hat ein Krieger einen Kampf ausweichend versäumt, so ist seine adlige Seele erniedrigt, seine Unsterblichkeit, die ihm als Held angeboren ist, wird ihm dann für immer genommen, und sein nächstes Leben ist das eines gemeinen Mannes aus dem Volke.

Doch das Schicksal gewährt dem Entehrten noch eine Günst, wenn es der Zufall geben will und sein Mut, daß er im nächsten Leben als gemeiner Mann einen Heldentod stirbt — dann erlangt seine Seele wieder die alte Unsterblichkeit und den alten Adel seiner Vergangenheit zurück. Bis dahin aber muß er niedrig denken, niedrig handeln und ist nicht zu unterscheiden von den niedersten des Volkes.

Kiri sprach: „Weib, deine Liebe zu mir wurde der Tod meines Adels und aller meiner vergangenen adligen Leben.“

Aber du hast aus Liebe gehandelt, und Liebe ist vor den Göttern unstrafbar. Darum hoffe ich, daß mich die Götter begünstigen und dich und mich im nächsten Leben aus der Erniedrigung wieder zum alten Adel erheben.

Ich hasse dich nicht. Ich muß dich lieben trotz des Todes, den du uns antust.

Ich will zwei Fragen an das Schicksal stellen, ehe wir beide sterben:

Ihr Götter, könnt ihr durch einen Zufall drüben in Karasaki alle Lampen des Friedensfestes auslöschen, dann will ich euch glauben, daß ihr mir im nächsten Leben eine Gelegenheit gebt, durch Krieg ein Held zu werden. Trotzdem ich heute noch nicht verstehen kann, wie ihr dazu helfen wollt, da ich als niedriger Mann wieder geboren werde und dann nicht zum Kriegerstand gehöre und kein Schwert besitzen darf. Aber ihr Götter, euch ist nichts unmöglich. Gebt mir das Zeichen!" —

Die rote Laterne draußen am Kiel hob und senkte sich jetzt auf den Strandwellen von Karasaki. Bei jeder Senkung tauchten die Lichterketten des festlichen Ufers wie feurige Girlanden über die rote Laterne des Kiels und senkten sich wieder und verschwanden hinter den Bootstrand.

Nach einer Weile tauchten die Lichter von Karasaki plötzlich nicht mehr auf.

Kiri wartete und wartete und sagte mit gedämpfter und bewundernder Stimme zu dem Mädchen: „Geh und frage die Bootsleute, warum sie die Richtung geändert haben und nicht mehr auf Karasaki zufahren, wie ich befohlen habe. Denn du siehst: die hellen Ufer sind verschwunden, und der Kiel fährt in die Dunkelheit.“

Das Mädchen wollte gehorchen und zu den Bootsleuten gehen und fragen. Aber sie blieb unter der Türe stehen und

sagte: „Herr, ich sehe: es regnet. Der Regen hat die Festlichter von Karasaki ausgelöscht.“

Da fragte Kiri lachend: „Ist es ein lauter Regen?“

Das Mädchen beteuerte: „O Samurai, es regnet wirklich dieses Mal. Es regnet laut.“

„Das ist der Regen der Götter. Aber ich höre ihn nicht“, sagte Kiri feierlich und hielt den Atem an.

Das Mädchen setzte sich wieder zu Kiri, und beide lauschten. Von Zeit zu Zeit fragte der Mann das Mädchen: „Wird der Regen lauter? Ich höre ihn nicht.“

Dann hüllte das Weib sein Gesicht in die seidenen Ärmel und schluchzte.

Kiri fragte: „Fürchtest du dich vor dem Tode?“

„O Herr, mit dir zu sterben, ist kein Tod. Aber ich fürchte mich vor der Ungewißheit, ob die Götter mich im nächsten Leben mit dir leben lassen. Wenn du wenigstens den Nachtreger über Karasaki wieder hören würdest, dann würde ich das als Zeichen nehmen, daß die Götter mir verzeihen und mich im nächsten Leben wieder mit dir leben lassen.“

Und das Mädchen legte seine Wange an Kiris Wange. Da war es dem Samurai, als ob ihm die Ohren aufstauten, und er sagte: „Ich höre den Nachtreger über Karasaki. Und ich höre, daß wir uns wieder sehen und wieder lieben werden.“

„Oh, Dank allen Göttern, und Dank auch dir, daß du mir verzeihen hast, Samurai. Oh, könnte ich dir im nächsten Leben den Weg zum Krieg zeigen und dir dein Schwert wieder schenken.“

„Auch dieses werden die Götter erfüllen“, antwortete Kiri, „denn wenn sie zwei Lebenden zwei Wünsche erfüllt haben, so legen sie die Erfüllung des dritten Wunsches als Göttergabe dazu.“ —

Die beiden umarmten sich nicht mehr. Und der Samurai nahm sein Schwert, stellte es senkrecht gegen seinen eigenen Leib, drückte es an seine Eingeweide und zog den Harakiri: schnitt waagrecht durch seine Gedärme . . .

Das Mädchen war leise aufgestanden und hatte sich hinter den Mann gestellt; als er umsank, fiel sein Kopf an ihre Knie und glitt sanft auf den Boden. Sie nahm das vom Blut verdunkelte Schwert dem Toten aus der Hand, stemmte es an ihr Herz und stürzte sich in die Schwertspitze.

Draußen tönte der Nachtregen auf das Dach des Bootsgemaches, und der Kahn fuhr schurrend auf den Kiesstrand von Karasaki. Und die rote Kiellaterne stand still wie ange-mauert im Regen.

*

Dieses alles erlebte Kiri, der junge Fischer, jetzt, als er das Mädchen, das ihn auf dem See anredete, gefragt hatte: „Wer bist du?“

„Kennst du mich nun?“ fragte die Stimme wieder aus dem Dunkel.

„Ich kenne dich wieder. Aber zeig dich nicht. Gib mir mein Schwert! Gib mir den Krieg! Ich bin ein armer Fischer jetzt.“

„Wirf dein Netz aus!“ sagte des Mädchens Stimme.

„Es sind keine Fische heute nacht im See, und ich will nicht länger ein Fischer sein, seit ich weiß, daß ich einst ein Samurai war.“

„Wirf dein Netz aus!“ sagte die Stimme wieder.

„Ich kann im Dunklen nicht sehen“, sagte der junge Fischer, „und ich habe keinen Feuerstein da, meine Fackel anzuzünden. Wie soll ich im Dunklen wissen, wohin ich mein Netz werfe!“

„Wirf dein Netz aus und vertraue mir!“ sagte noch einmal die Stimme.

Unwillig griff der junge Bursche nach dem Netz. Aber er warf es nicht mit gewohntem Griff über den Bootrand, sondern er schleuderte es in die Luft und sagte zu dem Netz: „Geh zu den Göttern! Ich will kein Fischer mehr sein, seit ich weiß, daß ich ein Samurai war.“

Möglich begannen alle Netzmaschen wie ein Sternschnuppenfall in der Luft zu leuchten. Das fortgeschleuderte Netz wurde zu vielen elektrischen Blitzen und fiel wie ein blaues Maschengebeude aus elektrischem Feuer in den See.

„Gut, du bist ein gutes Netz und hast gehorcht“, sagte Kiri stolz in die Luft. „Du hast Feuer gefangen, so wie ich Feuer gefangen habe, seit ich weiß, wer ich bin.“

„Greife ins Wasser und ziehe dein Netz wieder über den Bootrand! Dann will ich dir zeigen, was deine Arbeit sein wird, Samurai.“

Kiri griff aufs Geratewohl ins Wasser und zog einen blau glühenden Strick aus der Tiefe. Aber er fühlte, daß er keine Kraft besaß, den Strick nur um das kleinste höher zu ziehen. Es war, als lägen steinerne Berge in seinem Netz: der Strick rückte nicht von der Stelle.

„Deine Kraft wird über dich kommen zu deiner Stunde“, sagte das Mädchen.

Aber Kiri war unwillig und schüttelte den Strick, verzweifelt über seine Ohnmacht.

„Binde den Strick am Bug des Schiffes fest und nimm deine Ruder und rudere!“ befahl ihm die Stimme, und der junge Fischer tat so.

Und wie er ruderte, schien es ihm, als würde der See in der Tiefe hell.

„Sieh jetzt um, über deine Schulter in dein Netz; und alles, was darin ist, wird deine Samuraiarbeit sein.“

Kiri sah hinter sich den ganzen weiten See von den Maschen eines riesigen feurigen Netzes leuchten. Drinnen in dem Netz lagen die zerstückelten Leichen von abendländischen Offizieren, Arme, Beine, Köpfe, Kanonenrohre, Bajonette, blutig, zerflossen, zerfetzt und zertrümmert. Es war, als schleife das feurige Netz den ganzen See wie ein zuckendes Schlachtfeld hinter sich her.

Es schauderte Kiri. Entsetzt ließ er die Ruder ins Wasser fallen. Das niedrige Gemüt des Fischerjohnes überwältigte ihn. Er griff nach einem Fischbottich, der auf dem Grunde des Bootes stand, und stülpte ihn über seinen Kopf, um nichts mehr zu sehen. Er klapperte mit den Zähnen, daß der Bottich dröhnte, und getraute sich mit seinem Kopf nicht mehr aus seinem Versteck heraus. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, bis ein paar Häuse von außen an den Bottich trommelten und ihn die Stimme seines Vaters anrief: „Kiri, bei allen Göttern, was treibst du, Junge? Wo hast du dein Netz gelassen? Wo sind deine Ruder?“

Kiri zog vorsichtig seinen Kopf aus dem Versteck. Er sah im Morgendampf den Vater im Strohmantel vor sich in einem andern Boot, und viele Boote waren um ihn versammelt. Aber keiner der andern Fischer lachte ihn aus. Er schien, als hätten sie alle dasselbe erlebt, denn alle waren bleich, und alle waren ernst. Alle Boote drängten nach den Ufern; Boote, die sonst wochenlang draußen zu liegen pflegten — alle kamen in Scharen herbeigeströmt, und die Frauen der Fischer trippelten am Ufer, jede mit einem Kind auf dem Rücken bepackt, und jede umgeben von einem Kinderkreis. Aber der Uferlinie entlang standen im Morgennebel die rauchenden Scheiterhaufen von großen Signalfeuern, die man angezündet hatte, um die Fischer von draußen ans Land zu rufen.

Und nun sah Kiri, wenn der Morgenwind die Rauchwolken zur Seite rückte, Gruppen von kleinen japanischen Offizieren und Soldaten in europäischen Uniformen. Bajonette blitzten im Morgennebel, und hie und da leuchteten rot und gelb und golden im Morgengrau die Borten und Uniformauffschläge an den Soldaten.

„Kiri, du mußt in den Krieg“, sagte der Vater. „Heute hat Japan den Krieg mit Rußland angefangen, drüben über dem chineffischen Meer in der Mandschurei.“

„Ich bin kein Samurai! Ich will nicht in den Krieg“, sagte Kiri. „Ich habe schreckliche Träume heute nacht gehabt. Ich habe Netz und Ruder dabei verloren. Ich will nicht in den Krieg und auch noch den Kopf verlieren.“

„Du wirst nicht gefragt, ob du willst. Du mußt in den Krieg! Heutzutage sind alle Männer, die einen rechten Arm und einen linken Arm, ein rechtes Bein und ein linkes gesundes Bein am gesunden Leib haben, Samurais. Du bist glücklicher als ich, mein Sohn. Zu meiner Zeit war das nicht so, und wir armen Fischer bekamen kein Schwert vom Kaiser von Japan zugesandt. Drüben am Ufer stehen die Soldaten, die dir vom Kaiser einen neuen Anzug und kaiserliche Waffen bringen. Geh in den Krieg, mein Sohn! Dort bekommst du auch das Brot des Kaisers zu essen. Das ist ein Brot, das jeden Japaner mutig und unsterblich macht.“

Aber jetzt kam Kiris Mutter an das landende Boot gelaufen. Sie schüttelte ihre Hände in die Luft und wehrte Kiri, er solle nicht landen, und rief: „Kiri, flieh, fliehe! Die Soldaten wollen dich uns holen! Schwimme in den See hinaus! Der Biwasee wird dich verstecken! Eine alte Frau hat mir prophezeit, daß du unsterblich bist vom Tage an, wo du den See bes

trittst, aber daß du sterben wirst, wenn ein Krieg ausbricht und du ans Land kommst.“

„Nach deinem Sohn nicht feig, Wolke vor dem Mond“, sagte der Vater zu Kiris Mutter. Und er zog sein eigenes Boot mit beiden Händen ans Land, erwartend, daß sein Sohn ihm folgen würde.

Aber Kiri, bleich und grau vor kleinlicher Furcht, schlotterte vor Angst und Kälte in seiner dünnen, blauen Leinwandjacke. Er tat, als wolle er aussteigen, aber als sein Vater fortsah, griff er nach den Rudern in dem Boote seines Vaters, stemmte ein Ruder auf den Kies und stieß sein Boot zwischen den andern Booten durch in den See hinaus und rief seinem Vater zu: „Ich will mein Netz noch suchen, das draußen bei meinen Rudern schwimmt.“

In allen Rähnen, wo man die Unterhaltung des Alten mit dem Jungen gehört hatte, lachten die ernstesten Leute hell auf über Kiris feigen Rückzug.

„Er tritt den Krebsgang an“, lachten einige Fischerburschen, die am Ufer standen und Uniformen anprobierten.

„Er wird wiederkommen“, sagte der Vater dumpf.

„Er ist unser einziges Kind. Er braucht nicht in den Krieg“, jammerte die Mutter. „Wir sind keine Samurais, die sich für andere töten lassen. Wir sind arme Fischerleute. Er soll nur sein Netz holen! Kiri soll nur draußen auf dem See bleiben, bis die Soldaten fortgezogen sind. Der See kann ihn ernähren.“

Kiri kam nicht am Abend und nicht am nächsten Tag und auch in den nächsten Wochen nicht mehr nach Hause.

Nach Monaten fanden Leute aus Karasaki Kiris Boot im Uferschilf versteckt, und man sagte, er müsse wahrscheinlich im Schilf verborgen von Krebsen, Wildenteneiern und Fischen leben.

Aber als es dann Winter wurde, der See zufror, das Schilf abgemäht war und die weiße Schneekruste an allen Ufern lag, und Kiri kam immer noch nicht zu seinen Eltern heim, meinten einige, Kiri müsse ertrunken sein. Doch sein Vater behauptete unerschütterlich: „Kiri ist in den Krieg gezogen.“

Nur die Mutter wünschte, daß er noch auf dem See sei, wenn auch das Wasser zugefroren war. Denn draußen auf dem See war Kiri unsterblich, wenn er auch nichts aß, nichts trank. Er konnte nicht erfrieren, er konnte auf der Eisfläche irgendwo liegen und schlafen, und im Frühling, wenn der Krieg aus war, konnte er heimschwimmen. Alles dieses konnte möglich sein, dachte die alte Frau, da die Prophezeiung Kiri für unsterblich erklärt hatte, solange er auf dem Eis bleiben würde.

Aber der Frühling kam, und der Krieg dauerte, und Port Arthur hatte sich noch nicht ergeben. Und das Schilf wuchs, und der See rauschte. Zwar waren alle Männer im Krieg und keine Fischerboote auf dem Wasser. Aber solange Kiri nicht vom See heimkehrte, war er für seine Mutter unsterblich.

Endlich war der Krieg zu Ende. Viele Fischer kehrten heim. Fast zwei Jahre dauerte der Heimzug, bis die letzten angekommen waren. Dann baute man in den kleinsten Dörfern aus Kiefernzweigen Triumphbogen.

„Es sind noch ein paar Regimenter in der Mandchurei“, sagte Kiris Vater zu den Fischern; „Kiri kann noch immer heimkehren.“

Aber die Leute verlachten den Alten wegen seines feigen Sohnes. Und auch die Mutter sah nicht mehr auf den See hinaus, weil der Sohn nicht heimkehrte und sie nicht mehr an seine Unsterblichkeit glaubte.

Eines Tages hat sie ihren Zweifel laut ausgesprochen und zu ihrem Manne gesagt: „Unser Sohn ist tot. Wir haben

keinen Sohn mehr. Ich will heute nacht eine kleine Kerze zu seinem Gedächtnis vor dem Gott des Bivasees in einer Zimmerecke anzünden.“

„Tu das!“ sagte der Vater. „Ich will vor dem bronzenen Kriegsgott in Karasaki eine Räucherstange für die Nacht anzünden lassen. Die Götter werden uns vielleicht antworten und uns sagen, ob unser Sohn im Himmel bei den Helden oder im See bei den Krebsen ist.“

Die beiden Alten taten, was sie sich vorgenommen hatten. Und der Vater kniete in dieser Nacht, das Gesicht auf der Erde, vor der bronzenen Statue des Kriegsgottes von Karasaki. Die Mutter kniete zu Hause in der Zimmerecke vor dem vergoldeten Gotte des Bivasees.

Als es Mitternacht war, begann ein feiner Regen über Karasaki zu fallen. Der Vater im Tempel konnte nicht beten. Er mußte immer dem Regen zuhören, der auf die Ziegelhäuser der Tempeldächer pochte. Der Mutter zu Hause ging es ebenso. Sie lauschte dem Regen, der auf die Altanen draußen fiel und an die ölgetränkten Papierscheiben trommelte. Und sie mußte bei dem unruhigen Regen die Schritte von zwei Fremden überhört haben, denn ein vornehm gekleideter Samurai in schwarzer Zeremonientracht, eine vornehm gekleidete, schwarze Samurairaufrau in Schleppgewändern, die schoben gegen Mitternacht die Türen zum Gemach der Alten auf und fragten sie, ob sie sich einen Augenblick bei ihr ausruhen dürften. Sie seien auf dem Weg nach Tokio, wo übermorgen das große Siegesfest sei, mit dem der Kaiser und die Minister das Gedächtnis der großen Helden von Port Arthur feiern würden.

„Mutter, laßt Euch im Beten nicht stören“, sagte der junge Samurai. „Wir sitzen nur einen Augenblick hier hinter Eurem Rücken und horchen auf den Nachtregen von Karasaki.“

Es regnete. Und Gebet und Regen schläfernten die alte Frau ein. Ihr Mann, der morgens vom Tempel heimkam, weckte sie, und sie hatte den Samuraisbesuch ganz vergessen. Das Zimmer war längst leer, und die beiden Nachtwanderer waren verschwunden.

„Liebe Wolke vor dem Mond“, sagte der alte Fischer, „zieh deine besten Kleider an! Nimm die Wandersandalen vom Nagel! Wir müssen eine Reise machen. Der Kriegsgott hat es mir heute nacht befohlen.“

„Wie kann ich auf meine alten Tage noch reisen?“ sagte die Frau. „Wenn ich wüßte, wo mein Sohn wäre, ja, dann würde ich hinreisen.“

„Unser Sohn ist in Tokio“, sagte der Alte. „Als ich heute nacht im Tempel betete, kamen zwei Fremde herein und knieten an meiner Seite nieder. Es waren ein junger Samurai und seine Frau. Da konnte ich nicht mehr beten und ging auf die überdachte Tempelaltane und horchte auf den Nachttregen, der über Karasaki fiel. Und, denke dir, wie ich dort sitze, kommt derselbe Samurai, den ich eben noch drinnen neben mir knien sah, heraus. Aber er war nicht mehr im schwarzen Zeremonienkleid. Er hatte Panzer, Schwert, Speer und Helm des Kriegsgottes auf, und er deutete mit dem Speer nach der Sternensrichtung von Tokio und er sagte: Vater, du suchst deinen Sohn! Du wirst ihn in Tokio wiederfinden!“

Für einen Augenblick war es mir, als wäre es Kiri selbst, der in der altmodischen Rüstung vor mir stand. Wie ich aber genau hinschauen wollte, war nichts als die Nachtluft um mich; und der große Hanfstrick, der über dem Tempeltore hängt und die Geister vertreibt, schaukelte im Windzug, indessen alle Tempeldächer im Regen wie Trommeln redeten.“

„Hier bei mir war auch ein Samurai mit seiner Frau“, sagte

die „Wolke vor dem Mond“. „Ich habe ihn aber nicht als meinen Sohn erkannt. Er redete fremd und feierlich und vornehm, wie ich Kiri nie sonst reden hörte. Er blieb nicht lange hier mit seiner Frau. Er wollte nur etwas am Wege ausruhen und dem Nachregen von Karasaki lauschen. Wahrscheinlich hatte er seine Tragsessel und die Träger vorausgeschickt, der Samurai. Denn ich hörte keinen Laut ums Haus, nicht da sie kamen, und nicht da sie gingen.

Aber wenn du sagst, daß dein Samurai im Tempel aussah wie unser Sohn, dann erinnere ich mich, daß auch mein Samurai hier Ähnlichkeit mit Kiri hatte. Aber wie hätte ich ihn erkennen können! Dieses Samuraigesicht war sehr zerschlagen von Kriegswunden, und die Narben entstellten die Gesichtszüge. Und die Narben waren so dicht über seinen Händen und über seinem Gesicht, wie die Maschen in einem Fischerneß. Da war kaum ein fingerbreites Stückchen Fleisch an seinem Gesicht, das nicht durch eine Narbe zertrennt gewesen wäre. Ich habe meinen Sohn nicht erkannt.“

„Du hast deinen Sohn niemals erkannt, ‚Wolke vor dem Mond‘, aber du wirst ihn in Tokio gleich erkennen“, sagte der alte Fischer.

Am nächsten Morgen reisten die beiden Alten nach Tokio. Erst mußten sie wandern, und dann konnten sie die Eisenbahn nach Tokio benutzen. Sie kamen am Morgen dort an und nahmen sich nicht die Zeit, in ein Gasthaus zu gehen.

Die Stadt war überfüllt von Japanern aus allen Landesteilen. Aber als die beiden Leute vor den Menschenmassen in den Straßen standen, wurde ihnen sehr bang, und sie fragten sich im Herzen: Wie sollen wir Kiri hier finden? Eher findet man ein verlorengegangenes Ruder auf dem großen Bivawee, als einen verlorengegangenen Menschen in dieser großen Stadt.

Wie sie noch beratschlagten, kam ein Rikschawagen auf sie zugefahren, und drinnen saß einer der angesehensten Männer aus Karasaki. Er war so hoch an Rang, daß er die armen Fischerleute auf den Straßen von Karasaki niemals angedet hatte. Aber jetzt hielt er seine Rikschas an, winkte zehn Rikschas, welche ihm folgten und in welchen dem Range nach lauter angesehene Männer von Karasaki saßen, Männer, die im Krieg gewesen waren, und Familienoberhäupter, die im Krieg Söhne verloren hatten.

„O Herr“, sagte der hohe Beamte und verbeugte sich aufs tiefste vor dem alten Fischer, „welch ein Glück, daß ihr schon hier seid! Haben euch die Kuriere des Kaisers geholt? Habt ihr die Telegramme erhalten, die man heute nacht aus Tokio an euch schickte? Habt ihr den Sonderzug erhalten, mit dem man euch heute hierherholen wollte?“

Und alle andern Männer aus den zehn Rikschas standen mit tief gebeugten Rücken vor dem alten Fischerpaar und getrauten sich nicht mehr, sich aufzurichten, als verbeugten sie sich vor dem Kaiser selbst.

Und nun schienen die Menschen auf den Straßen von Tokio und die Gesichter auf den Straßen keinen Rücken und keine Rückseite mehr zu haben. Nur Wangen und Augen und Augen und Wangen strahlten den beiden Fischerleuten entgegen, ihnen, die die Eltern des großen Helden Kiri waren, von dem man sagte, daß er vor dem Tor von Port Arthur eines dreihunderttausendfachen Todes gestorben sei. Dreihunderttausendmal hatte er sich in den Kriegsjahren dem Tod ausgesetzt. Immer dort, wo die Gefechte am schlimmsten waren, sah man ihn auftauchen. Einmal schleppte er Arme voll Dynamit vor das eiserne Tor eines Forts. Um den japanischen Truppen den Eingang in das Fort zu verschaffen, lief er seinem Regiment

voraus und warf am Eisentor das Dynamit sich selbst vor die Füße und stampfte darauf, so daß das massive Tor sich wie der Deckel einer Sardinienbüchse aufstak; aber Kiri blieb mitten in der Dynamitexplosion unverfehrt wie ein Ei auf Stroh.

In den Wolfsgräben, auf deren Grund die Russen Bajonette senkrecht eingerammt hatten, warf Kiri sich hunderte Male steif wie ein Balken quer über die Bajonette und ließ seine Kameraden über seinen Rücken laufen. Und er blieb steif gestreckt, und sein Leib widerstand den Spitzen der Bajonette, so hart machte der Mut seinen Körper, so hart, daß die Bajonette nicht einmal seine Augäpfel zerschnitten hatten, bis der letzte seines Regiments über ihn weggeschritten war. Dann stand er heil und unverfehrt auf.

Zum letzten Male, als man von Kiri hörte, verdingte er sich verkleidet als russischer Lotse, gelangte an das russische Admiralschiff und führt es in einem Morgennebel vor die Kanonen der im Nebel verborgenen japanischen Flotte. Mit diesem Schiff war Kiri untergegangen und niemand hatte ihn seitdem wiedergesehen.

Waffen, die er getragen, Uniformstücke, die seine Kameraden von ihm aufgehoben hatten, alles lag jetzt auf dem Ehrenplatz im Kriegsmuseum, dicht neben dem eroberten zerschossenen Feldbett des russischen Generals Kuropatkin.

Nun hatte es sich von Mund zu Mund auf den Straßen von Tokio weitergesprochen, daß die Eltern des großen Kriegshelden Kiri, die Mutter, die ihn im Schoß getragen, der Vater, der ihn gezeugt hatte, auf das Paradesfeld kamen. Dort stand ein mächtiger stacheliger Triumphbogen, aufgebaut aus erbeuteten russischen Bajonetten. Weit über das morgen sonnige Feld blendeten die langen Reihen von erbeuteten russischen Kanonen, aufgestapelten Stahlgranaten und eroberten Tor-

pedogeschossen. Und über der Holzhalle des Kriegsmuseums wimmelte ein Wald von erbeuteten Fahnen, die den Himmel bunt belebten, ähnlich den bunten Scharen von Papierfischen, die am ersten April über den Dächern flattern.

Der Älteste der angesehenen Männer aus Karasaki sagte: „Alle diese Fahnen hat euer Kiri erbeutet! Für jede seiner Heldentaten hängt eine Fahne dort über dem Dach des Kriegsmuseums, in dem euer Sohn jetzt als ewiger Name wohnt, angebetet vom japanischen Volk wie ein Kriegsgott.“ —

Gehrt von Kaiser und Reich, kehrten die Fischersleute nach den Friedensfeierlichkeiten wieder heim nach Karasaki. Und als man ihnen in der Stadt Karasaki eine neue Hütte bauen wollte und dem Vater einen neuen Kahn geben wollte, sträubten sich die beiden Alten und sagten: „Das Holz des Kahnes und die Bambuswände der Hütte und die Papierscheiben, die mit uns alt und grau geworden sind, und die mit Kiri so oft den Nachtreger fallen hörten, — alle diese Dinge sind wohltnönd geworden vom Alter und den Erinnerungen und wohltnönd von dem Nachtreger, der melodisch auf sie gefallen ist; wir leben im Alten wohler als im Neuen, wir alten Leute.“

Den Regen von Karasaki hören bedeutet am Biwasee heute noch, daß dich dann nie ein Mißlaut beirren wird; denn Kiris Heldenseele lauscht mit dir, und dieser Nachtreger singt von Liebe und Unsterblichkeit.

Japanische Lyrik

Lenz

Noch liegt der Schnee auf den Bergeslehnen,
Doch wird es Frühling allüberall.
Bald schmelzen auch die gefrorenen Tränen
Der Nachtigall.

Ich sende die Blumendüfte
Auf Windesflügeln durch die Lüfte,
Um zu den Blütenglocken
Die Nachtigall zu locken.

Der Nebel, der noch die Frühlingswelt
Umzogen hält, —
Ein Windhauch nur und schon zerstoßen!
So leicht ist er gewoben.

Wie lieblich steht die Frühlingsweide!
An ihren Fäden von grüner Seide
Reiht sie den Tau im Niederlauf
Zu weißen Perlen auf.

Noch süßer, als nur ihn anzusehen,
Duftet der blühende Pflaumenbaum.
Wer Goldes wohl hat im Vorübergehen
An ihn gestreift mit dem Ärmelsaum.

L i e b e

Die Liebe stürmt durch mein Herz
Wie durch Wälder niederwärts,
Verborgten vom Laubdickicht,
Ein Bergstrom bricht.

Selbst auf dem fahlen Felsenjoch
Wurzelt die Fichte ein;
Die Liebe wird mit weniger noch
Zufrieden sein.

Die Ärmel meines Gewands
Sind feucht von Tränen ganz,
Doch fragt man mich deswegen,
Sag ich: vom Frühjahrsregen.

Ich glaubte, das Kraut Vergessen mit Namen
Wachse aus einem Samen,
Doch nun erkannt ich mit Schmerzen:
Es wächst in liebelosen Herzen.

Noch eitler als Lettern zu schreiben
In einen Strom, der niederschäumt,
Ist es, von einer zu träumen,
Die nicht von einem träumt.

Diese zarten, kleinen Gedichte sind mit jenen flüchtigen und doch so sicheren Farbenskizzen zu vergleichen, die später zu Japans am meisten bewunderter Kunst, dem japanischen Holzschnitte, führen sollten. In ihnen entfaltet sich alle Anmut und Liebenswürdigkeit des japanischen Geistes, der auch das kleinste zum Kunstwerk macht dadurch, daß er es mit all seiner Liebe behandelt.

Der Spiegel von Nowskufki

Japanische Sage

Im Lande Japan, in alter Zeit, in einem verschollenen Winkel lebten Menschen, die keinen Spiegel kannten; und ein Mädchen dort wußte von seiner eigenen Schönheit nicht mehr, als was der Liebste oder andere Leute ihm davon sagten.

Da geschah es eines Tages, daß ein Mann daselbst, im Staub der Landstraße, ein seltsames Ding liegen sah. Er hob es auf, und was war es? Ein Bild, wie er nie eines gesehen. Es zeigte einen Jüngling, schön und wohlgebildet, und es war so lebensähnlich, daß es kaum von Menschenhand gemalt sein konnte; die Züge bewegten sich und wechselten den Ausdruck, das Bild lächelte bald, bald war es ernst, bald schaute es erstaunt drein. Der Wanderer stuzte beim Anblick des wunderlichen Fundes; dann plötzlich kam es über ihn wie eine Offenbarung: das mußte sein Vater sein, den dieses Bildnis darstellte; der längst Verstorbene war ihm auf so wundersame Weise wieder erschienen; und daß das Gesicht sich bewegte, war ihm eine Verheißung: es würde noch einmal zu reden anfangen und ihn über den rechten Weg belehren.

Also barg der Mann fröhlich das gefundene Bild in seinem Gewande, trug es in sein Haus und verwahrte es wohl. Er sagte keinem Menschen davon und verhehlte das Geheimnis selbst vor seiner Frau; heimlich aber zog er das Kleinod, sooft es nur anging, hervor, betrachtete es voller Wohlgefallen und konnte sich nicht satt daran schauen.

Sein Weib, von Natur neugierig wie alle Frauen, hatte bald bemerkt, daß ihr Gatte etwas vor ihr verhehlte; und

kaum war er eines Tages, seinen Geschäften folgend, für längere Zeit aus dem Hause gegangen, als sie auch schon in sein Zimmer schlich, die Kästen umwühlte und bald in einem Behälter auf die Matte stieß, die so sorgfältig vor ihr gehütet worden war. Wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sie auf der Tafel das Bild eines Weibes erblicken mußte! Nun begriff sie, warum ihr Gemahl diesen Schatz vor ihr so fest verborgen gehalten hatte; er, von dem sie in ihrem Wahn geglaubt, er sei ein Muster der Treue — der ergöbte sich verstoßen an einem anderen Frauenbild! Die Tränen kamen ihr, wie sie sich ihrer Schmach bewußt wurde, und siehe da, in diesem Augenblick fing auch das Bild an zu weinen — wohl aus Gram darüber, daß es entdeckt worden war; voller Zorn blickte die Betrogene auf ihre Nebenbuhlerin, und ein Ausdruck desselben tödlichen Hasses sprühte ihr entgegen.

Ahnungslos kehrte der Mann von seiner Arbeit nach Hause zurück; aber sein Weib ging ihm nicht entgegen wie sonst, und er fand sie in der Hütte, wie sie weinend und händeringend auf der Matte saß. — „Das also ist deine Liebe? Kaum ein Jahr sind wir vermählt, und du tust mir solches an? Nun weiß ich, was du in der Kammer zu treiben pflegtest, im geheimen vor mir: einer anderen schenkst du deine Gunst, und an ihrem Abbild weidest du deine Augen, während ich Arme wähnte, du liebtest nur mich.“

„Wovon sprichst du, Liebste? Ich habe dich nie betrübt.“

„Und wie sieht's mit diesem Bilde?“ sagte sie, ihm den Spiegel vorhaltend.

„Dieses Bild hast du entwendet?“ sprach der Mann voller Schmerz; „das ist das Bild meines geliebten Vaters und mein teuerstes Eigentum. Gott hat es mich finden lassen zu meinem Heile.“

Das Weib war außer sich über die Lüge, die der Mann sprach, und fühlte sich noch mehr betrogen und hintergangen; war sie doch verständig genug und wußte wohl ein Frauenbild von einem Mannsbild zu unterscheiden! Dem Gatten wiederum fügte sie damit, daß sie sein Heiligstes verunglimpfte, den größten Schmerz zu, und so tat er, was er bis dahin nie getan hatte: er erhob seine Hand gegen sie.

In diesem Augenblick kam ein Priester an dem Hause vorbei; der hatte das Schreien der Frau gehört und fragte die beiden nach dem Grund des Streites. Nun erzählten sie ihm die Geschichte, jedes auf seine eigene Weise, und der Priester begehrte schließlich das seltsame Bild zu sehen, das dem Manne so ehrwürdig und kostbar, der Frau so abscheulich vorkam. Wie aber der fromme Diener Gottes die Tafel zur Hand nahm und betrachtete, lächelte er über die Einfalt der beiden Menschen und sprach: „O ihr törichten Erdenkinder, wie haben eure Augen euch getäuscht! Dies ist das Bildnis eines hochwürdigen heiligen Priesters, und ich fasse es nicht, wie ihr sein erhabenes Antlitz verkennen könnt! Ich werde es mit mir nehmen und als Heiligtum in den Tempel tun.“

(Freie Bearbeitung von Eduard Knoll)

Der heilige Berg

Blick' ich aus weiter ferne
Empor zum Simmelszelt
Und seh' den Fujiyama
So hoch ins Blaue ragen
Seit Anbeginn der Welt,

So wird die Sonne dunkel,
Die hell am Himmel steht,
So scheint in seinem Glanze
Der Mond sich zu verhüllen,
Der durch die Weiten geht.

Und selbst die Wolken nehmen
Nicht über ihn den Flug,
Nur stets auf seine Gipfel
Fällt weißer Schnee hernieder
In flocken nie genug.

Hier in der Bucht von Tago,
Wie ich zum Himmel seh',
Da ragt der Fujiyama
Und weiß auf ihn hernieder
Unendlich fällt der Schnee.

Japanisches Lobgedicht



Foto: Presse-Photo

Das neue Japan

Industriegebiet bei Osaka



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Die kommende Generation



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Bento, das japanische Butterbrot (Reisgericht)



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Schüler



Foto: Presse-Photo

Studenten



Foto: Associated Press

Flieger



Foto: Natori (Mauritius)

Krieger



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Mädchen



Foto: Frith Genle (Mauritius)

Schule



Foto: Terra Filmkunst

Tochter eines Samurai



Photo: Associated Press

Junge Arbeiterinnen



Foto: Fritz Henke (Mauritius)

Tanzende Geisha



Foto: Terra Filmkunst

Lautenspielende Geisha



Foto: Fritz Henke (Mauritius)

Gebet



Foto: Fritz Henle (Mauritius)

Ahne und Enkel

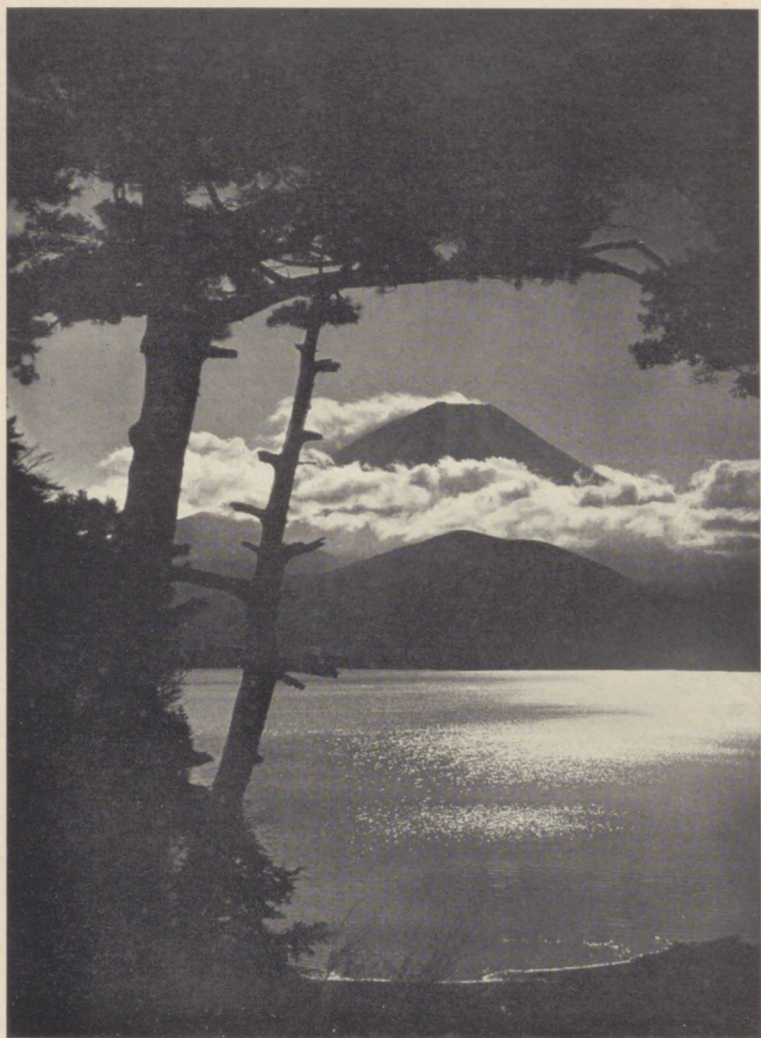


Foto: Associated Press

Ewiges Japan

JAPAN

Trusts, Arbeiter, Bauern, Soldaten

Von Anton Zischka

Allzulange ist Japan für uns nur das Land der blühenden Kirschbäume, lieblicher Geishas, die für schöne Offiziere sterben, der großartigen Tempel, der Seen und der bizarren, wundervollen Gärten gewesen. Heute muß man sich hüten, in das andere Extrem zu verfallen, ganz Japan als eine übermechanisierte Fabrik und jeden kleinen gelben Industriellen als einen Überford zu betrachten. Man muß versuchen, klar zu sehen, ohne anzuklagen oder zu entschuldigen, man muß Vergleiche ziehen, nichts weiter, aber man muß eben vergleichen, trotz aller japanischen Proteste.

*

Als die westliche Welt mit ihren Kanonen die Öffnung der japanischen Häfen erzwang, lebten auf den Inseln 62 Millionen Menschen, fast genau so viel wie schon ein Jahrhundert früher. Japan hatte das Höchstmaß seiner Bevölkerung erreicht, es konnte auf seinen mageren Äckern nicht mehr Reis bauen, nicht mehr Menschen ernähren. Japan besitzt fast überhaupt keine Rohstoffe. Es konnte weder landwirtschaftliche Produkte noch Grundstoffe zur Bezahlung irgendwelcher maßgebenden Einfuhr verwenden. Um sich der fremden „Barbaren“ zu erwehren, brauchte man aber ihre Waffen: teure Kanonen und Gewehre, ihre Schiffe, ihre Maschinen. Man brauchte ein starkes Volk, Massen von Soldaten. Um all das zu bezahlen, blieb nur eins: die radikale Umstellung vom Agrar- zum Industriestaat. Als Japan um sich blickte, sah es

vorerst nur ein klassisches Vorbild: England. England, dessen Volk wie das japanische auf kleinen Inseln zusammengedrängt ist, England, das wie Japan nicht Raum genug hat, um ein starkes Volk zu ernähren. Japan sah, daß es nur groß werden konnte, wenn es seine Inseln zum Welthandel ausnutzte wie England, wenn es wie England eine starke Industrie gründete, durch Veredelung Geld ins Land bekam, um zu leben.

Japans Planwirtschaft

Wenn heute Europas und Amerikas Industrielle sich immer wieder darüber wundern, mit welcher unglaublicher Genauigkeit, mit welcher unerhörten Schlagkraft, mit welcher geschickter Propaganda alle japanischen Handelsvorstöße vorbereitet sind, bei denen alle mitwirken: Bankiers, Diplomaten, Kaufleute, Industrielle — so verliert dieses Staunen seinen Grund, wenn man weiß: der japanische Vorstoß auf die Weltmärkte ist so außerordentlich wirksam und erfolgreich, weil er „geleitet“ ist. Die fabelhaft schnelle Entwicklung der japanischen Industrialisierung ist nur das logische Ergebnis der Tatsache, daß diese Industrialisierung nach einem von der Regierung, später von einer privaten Zentralgewalt genau ausgearbeiteten Plane vorgenommen wurde — und nicht, wie in Europa, von einander bitter bekämpfenden Interessen.

Banken und Minister, Fabriken und Bergwerke, politische Parteien und japanische Zeitungen arbeiten in vollkommener Übereinstimmung genau so, wie Herz und Muskeln, Gehirn und Magen eines Menschen im Zusammenhang arbeiten: sie bilden einen einzigen Organismus. Zuerst unterstanden sie dem Staate, der sie schuf und der sie leitete. Heute gehören sie alle zwei, höchstens drei Familien. Die Häupter dieser Famiz

ten, zwei oder drei Männer, kontrollieren oder leiten die Hauptindustrien des Landes: der Baron Mitsui, der Vicomte Swafaki, Chef des Mitsubischi-Konzernes, vielleicht auch Suzuki mitomo.

Die Handlungen Japans sind klar und logisch, weil sie einem einzigen Haupte entspringen, weil es in Japan nicht, wie in Europa und Amerika, unzählige leitende Köpfe gibt, die fast nie ihre persönlichen Interessen hintanzusetzen, die einander ständig bekämpfen.

Japan wurde von einem auf unfruchtbare, arme, erdbeben- geschüttelte Inseln zusammengedrängten Bauern- und Fischer-volk in einem halben Jahrhundert zur gefürchtetsten Industriemacht der Welt, weil Natur und historische Vergangenheit es zur Planwirtschaft zwangen. Japans Volk konnte sich von 26 Millionen im Jahre 1854 auf 69 Millionen im Jahre 1935 vermehren, weitere 39 Millionen unterwerfen, ein Empire schaffen, das so reich bevölkert ist wie die Vereinigten Staaten, weil es das Schicksal zu Plan und Überlegung zwang, während das gleiche Schicksal Europa in Chaos, Verschwendung, Leerlauf festhielt.

Es hat keinen Sinn, diese wenig erfreulichen Tatsachen zu leugnen. Japan wurde nicht durch die Genialität seiner Rasse groß, es ging nur folgerichtig den Weg weiter, der ihm allein offen blieb. Europa ist nicht tot, die weiße Rasse längst nicht am Ende ihrer Kräfte. Aber es wäre Zeit, sich auf diese Kräfte zu besinnen ...

Die japanischen Trusts

Wenn man die japanischen Handelsregister, die Listen der Aktionäre und der bedeutendsten Steuerzahler durchgeht, so stößt man immer wieder auf die Namen der Okura, Japans

Armeelieferanten, der Dzakaki, Großindustrielle in Kobe, auf die Namen der Sumitomo, Bankiers und Großindustrielle in Osaka. Aber sie zählen kaum im Vergleich zu den Mitsui, die im Jahre 1935 ein persönliches Vermögen von ungefähr eineinhalb Milliarden Mark besaßen, unter deren direkten Kontrolle 224 der verschiedensten und immer der wichtigsten Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von viereinhalb Milliarden Mark stehen. Die indirekt durch ihre Banken und Holdinggesellschaften eine Anzahl anderer Geschäfte regieren. Durch deren Hände im Jahre 1933 85 Prozent sämtlicher in Japan importierter Wolle, 40 Prozent alles Getreides, 57 Prozent der japanischen Kohlen, 40 Prozent der exportierten und importierten Maschinen gingen.

Nach einer japanischen Sage haben alle Unternehmungen, hat das kolossale Vermögen der Mitsui eine einzige Quelle: einen in den Tiefen der Erde verborgenen Goldschatz, den ein guter Geist im sechzehnten Jahrhundert den Gründer der Familie Mitsui finden ließ. Selbst wenn das aber mehr als ein Märchen sein sollte, der erste Mitsui besaß, abgesehen von seinen Beziehungen zu guten Geistern, auch noch einen außerordentlich gut entwickelten Geschäftssinn. Dieser Ahne der jetzigen Herren Japans war der erste, der dort den Barverkauf einführte, die bis dahin gebräuchlichen Jahresrechnungen abschaffte. Er war der erste, der Stoffe nach beliebigem Maß lieferte, während bis dahin nur ganze Stücke verkauft wurden. Endlich erfand er im Jahre 1660 eine Art Scheckzahlung, gab er Gutscheine für seine verschiedenen Firmen in Kioto, Osaka und Jedo aus, ersparte so die hohen Kosten der militärischen Begleitmannschaften für Goldtransporte und machte aus kleinen, rein lokalen Geschäften ganz Japan umfassende. Er legte den Grundstein zur „Mitsui Ginko“, der

Mitsui-Bank, die schon den Shogunen Geld lieb, im Jahre 1871 dann auf Befehl des Kaisers Japans Papiergeld schuf, die staatlichen Noten ausgab. Gleicher Anfang der Mitsui als wie der der Fugger und Rothschild. Wo aber ist die Augsburger Familie geblieben? Was sind die Rothschilds heute gegen die Mitsui, gegen diese einzige Familie auf der Welt, für die das Gesetz von Aufstieg und Niedergang nicht zu gelten scheint?

Während die Söhne und Enkel von Europas und Amerikas Magnaten ihre Fähigkeiten in Milliardärspassionen vergeuden, während der letzte Fugger höchstens noch Energie zum Polospielen aufbringt und der Pariser Rothschild nur für sein Privattheater Interesse hat, sind dreihundert Jahre nach Hachirobe Mitsui seine Nachkommen mächtiger und tätiger denn je. Sie besitzen Japans größte Nahrungsmittelbetriebe, Japans Schwerindustrie, Japans mächtigste Zeitungen, sie kleiden den Großteil ihres Volkes, bauen seine Häuser, versichern sein Leben, sie verbinden durch ihre Schifffahrtslinien Japan mit der großen Welt, sie bereiten mit ihrem weltumspannenden Handel den Weg für Japans Expansion.

Die Mitsui und die Mitsubishi werden in Japan nicht geliebt; sie werden von fanatischen Offizieren und jungen Revolutionären ebenso gehaßt, wie Mellon und Rockefeller, Deterding oder Morgan von Europas Sozialisten gehaßt werden. Trotzdem aber arbeiten sie anders als die übrigen „Herren der Welt“. Auch sie denken an ihre Dividenden, aber auch an den Staat. Sie wissen, daß sie ganz groß nur dann werden können, wenn Japan ganz groß wird.

Die Mitsui ganz besonders haben seit Jahrhunderten verstanden, ihr persönliches Interesse mit dem Japans zusammenzuschmieden. Überall, wo Mitglieder dieser Familie auftauchten, entstanden japanische Kolonien, wurden Länder schneller

und sicherer erobert, als es japanische Armeen je hätten schaffen können. Die Mitsui kolonisierten Formosa und machten mit ihren Millionen Sachalin zu einer erstklassigen japanischen Besitzung. Mit überraschender Hartnäckigkeit und glühendem Eifer bekämpften sie russischen und chinesischen Einfluß. Und nicht nur, weil sie wie jeder Japaner geborene Patrioten sind, sondern auch weil jedes gewonnene Stück Land neue Absatzmöglichkeiten verhieß. Warum aber Japans Oligarchen so wertvolle Stützen des Staates sind, bleibt für Europa ziemlich gleichgültig. Für Japans Konkurrenten ist allein entscheidend, daß die weißen Trusts fast ausnahmslos antinational, staatsfeindlich, reine Geldmaschinen sind, während Japans Trusts Pioniere der japanischen Expansion, die geeignetsten Werkzeuge zu Japans Aufbau sind.

Daß daran nicht die hohe Moral der Japaner und die teuflische Denkart der Weißen schuld sind, ist natürlich klar. Die meisten europäischen und amerikanischen Trusts sind eben Rohstofftrusts. Um rasch zu verdienen, haben Amerikas Oherren Raubbau getrieben, durch Bestechung von Politikern der Nation ihre letzten Ölreserven entrisen (Teapot Dome-Skandal unter Harding). Sie haben sich jeder Nationalisierung entgegen gestellt, weil sie nur Interesse an ihren augenblicklichen Dividenden, nicht an der Zukunft ihres Landes hatten. In Europa und Amerika gibt es Volkseigentum, Kohle und Öl, Eisen und Kautschuk, zu verschachern, in Japan hingegen können auch die skrupellosesten Oligarchen kaum wesentliche Schätze außer Landes bringen. Japans Trusts sind keine Rohstofftrusts. Japans Industrien sind vor allem Veredelungsindustrien. Die Mitsui heuten Japans Arbeitskräfte aus. Aber schon um einen Binnenmarkt zu schaffen, heben sie das Lebensniveau so rasch wie möglich. Sie bringen Geld ins Land. Die

Mitsui und Mitsubishi speichern Kräfte für die Nation auf, während das so reiche Mexiko, das kaum weniger reiche Rußmännien, während ein Duzend anderer Rohstoffländer durch egoistische, gierige, nur an die nächste Generalversammlung denkende Trusts ausgesogen, jeden Tag ärmer gemacht werden.

Japans Arbeiter

Hier also haben wir das Gehirn der japanischen Expansion, ihre leitenden Männer und Organismen. Und nun die Arme, die Hände Japans, die Menschen, deren Arbeit jene alle Weltmärkte überschwemmenden japanischen Waren liefert, deren Elend die europäischen Arbeiter einem gleichen Schicksal zuführen kann!

Im Jahre 1935 ist in Japan die Herrschaft des „Girnes“ über die „Hände“ absolut geworden. Die Diktatur der Oligarchie, die Macht der Industriebesitzer über die Arbeiter scheint unangreifbarer denn je. Und wie die Macht des „Gehirns“, wie die Zentralisation der Finanzmächte logisch aus Japans historischem Hintergrund und seiner Umwelt, seiner Erde wuchs, so selbstverständlich, ja fast unvermeidlich erscheinen uns die Schwäche der „Arme“, die Ohnmacht der japanischen Arbeitermasse. Die japanische Überbevölkerung hat einen derartigen Höhepunkt erreicht, daß der Nahrunggebende — und wenn die Nahrung auch nur in einer Schale Reis besteht — verlangen kann, was er nur will.

Das eigentliche Japan ist um ein Fünftel kleiner als Deutschland (Japan 382 000 Quadratkilometer, Deutschland 472 000 Quadratkilometer) und hat heute eine Bevölkerung von 69 Millionen gegen unsere 64 Millionen. Aber diese Zahlen bringen die erschreckende Wirklichkeit nicht zum Ausdruck. Denn nur 17 Prozent dieser 382 000 Quadratkilometer Japans sind

anbaufähig. Sümpfe und Wälder, Seen, Berge und Sand bilden den Rest. Es leben also in Wirklichkeit mehr als tausend Menschen auf jedem nutzbaren Quadratkilometer Japans, während in Deutschland 200, in Frankreich nur 108, in England 226 und in Belgien — wo auch kaum ein Stückchen Boden unbebaut gelassen wird — nur 394 Menschen auf der gleichen Fläche hausen. Japan ist das dichtest bevölkerte Land unseres Planeten.

*

In Japan gibt es mehr Wägen als Brot. Mehr Arme als Arbeit. Man kauft eine Zeitung: Zwei Japaner bedienen einen: der eine schreit sie aus, der andere faltet sie zusammen. Man nimmt ein Taxi: zwei Leute führen es. Einer sitzt hinter dem Steuer, der andere reißt den Wagenschlag auf, nimmt das Geld. Man reist in japanischen Zügen: vier Schaffner kontrollieren jeden Fahrschein. Und diese vier zusammen beziehen ein Gehalt, das weit unter dem eines einzigen europäischen Schaffners steht. Ganz dünn ausgestrichen sind heute Japans Arbeitsplätze, auf das Höchstmaß der Japaner verteilt. Trotzdem aber feiern immer mehr.

*

Japans Arbeitslosenproblem begann, als die während des Weltkrieges erworbenen riesigen Gewinne die völlige Neu-einrichtung der Fabriken ermöglichten, als mit dem Aufhören der Kriegskonjunktur plötzlich mehr als 20 Prozent aller japanischen Arbeiter erwerbslos wurden. Maschinen und Ver-trustung setzten das Werk fort, und dann kam das riesige Erd-beben vom 1. September 1923, das Tausende von Fabriken vernichtete, Yokohama fast völlig und Tokio zum größeren

Teil zerstörte, 145 000 Menschen das Leben kostete. Die Arbeiter, die dem Tode entgangen waren, fanden sich ohne Unterkunft und ohne Arbeit. Nach einem offiziellen Bericht waren nach der Zerstörung Tokios 36 von 1000 Arbeitern erwerbslos. Und viele dieser 97 000 Arbeitslosen fanden auch in den teilweise wieder aufgebauten Fabriken keine Aufnahme, denn nur die Trusts und die mächtigsten Firmen, nur die Mitsui, die Mitsubishi oder die Sumitomo verfügten über genügend Reserven oder genügend Kredit, um ihre Unternehmungen rasch wieder aufzubauen und auszurüsten. Und begreiflicherweise bestanden diese Ausrüstungen aus den allermodernsten Maschinen. Die Fabriken wurden derartig modernisiert, daß Tausende und aber Tausende von Arbeitern jede Aussicht verlieren mußten, je wieder beschäftigt zu werden.

Je vollkommener die japanischen Industrieeinrichtungen werden, je moderner die Maschinen, desto rascher steigt die Arbeitslosigkeit. Je leichter die automatisierten japanischen Maschinen zu bedienen sind, desto mehr Frauenarbeit wird verwendet. In Japans Baumwollspinnereien und Seidenindustrie arbeiten fast nur ganz junge Mädchen. Und ihre übertragende Mehrheit arbeitet dort auf Grund von Verträgen, die mindestens drei, manchmal bis zu sechs Jahren laufen und auf Grund derer die Eltern einen Teil des zu erwartenden Arbeitslohnes als Vorschuß erhielten, 400 bis 800 Yen, die, wie immer man diese Methoden auch nennen mag, praktisch aus ihnen Kinderverkauf machen.

*

Es bleibt also die Tatsache bestehen, daß heute in Japan Hunger die Löhne diktiert, Raumnot zur industriellen Expansion zwingt. Es bleibt die Tatsache, daß Japans Arbeiter Ge-

fangene ihres Landes, daß sie völlig abhängig von den Besitzern der Produktionsmittel sind.

Es ist kein Zufall, daß nur 7 Prozent aller japanischen Arbeiter in Syndikaten organisiert sind, daß es praktisch keine Arbeiterabgeordneten gibt. Der japanische Arbeiter kann nicht durch Abwanderung höhere Löhne erzwingen, er verfügt über keinerlei Reserven, er besitzt keinerlei Machtmittel, die ihn nach einer erfolgreichen Revolution am Leben erhalten könnten. Japan braucht fremde Rohstoffe ebenso wie fremde Märkte. Es ist mit den Weltmärkten unlösbar verkettet. Es ist ein Inselreich, das wie England ohne Handel, ohne internationalen Verkehr verhungern müßte. Und das macht jede Einzelheit von Japans Expansion so lebenswichtig für uns alle. Das verkettet Japans Schicksal so tragisch mit unserem eigenen, das macht die Lage des japanischen Arbeiters so ungeheuer wichtig für jeden deutschen, englischen oder amerikanischen Arbeiter, Kaufmann und Industriellen. Japans Auswanderung geht praktisch nur das menschenleere Australien, die Südsee, vielleicht Kalifornien, Hawaii, die Philippinen und Indonesien an. Seine Industrieexporte gehen uns alle an.

Japans Diplomaten und Wirtschaftler, der japanische Arbeitgebervertreter Watanabe, der erst im Juni 1935 auf der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf wieder die Behauptung aufstellte, es gäbe einen typisch japanischen Lebensstil, die Vorwürfe eines sozialen Dumpings seien unberechtigt, weil Japans Arbeiter gar nicht wie die europäischen leben wollten, alle Verteidiger von Japans niedrigen Löhnen hätten recht, wenn ihr Land auf einem anderen Planeten läge, wenn es in wirtschaftlicher Hinsicht so isoliert wäre wie in geographischer. Der japanische Arbeiter bedient europäische oder amerikanische Maschinen, er arbeitet in Fabriken, die sich in

technischer Hinsicht in nichts von deutschen oder französischen unterscheiden. Er arbeitet für den Export, der von den Bankkonzernen in genau der gleichen Weise wie in Europa finanziert wird, der aber durch ein Zentralorgan geleitet wird, das hundertmal wirksamer ist als alles, was man je bei uns versucht hat. Man muß die japanischen Arbeitslöhne mit denen der europäischen Arbeiter vergleichen, auch wenn Japans Arbeiter andere Bedürfnisse haben als unsere, weil Japans Waren sich heute auf allen Weltmärkten finden.

*

1932 betrug der Durchschnittstageslohn des japanischen Industriearbeiters 1 Yen 80 Sen, und ein Teil dieser Summe wurde in Warengutscheinen ausgezahlt. Nach Abzug von Versicherung und Steuer brachten zehn Stunden harter Arbeit dem japanischen Arbeiter durchschnittlich 85 Pfennig ein.

Zwischen 1932 und 1935 sank dieser Durchschnittslohn des japanischen Arbeiters trotz der durch die Entwertung des Yen verursachten Preissteigerung noch um weitere 5,8 Prozent. Während die Produktion um 27 Prozent abnahm, verringerte sich die Beschäftigungsziffer um 38 Prozent. Da „Stückarbeit“ fast allgemein ist, ganz besonders in der Textilindustrie, der wichtigsten Japans, da außerdem zahlreiche Methoden zur Produktionssteigerung und Verbesserung der Qualität eingeführt wurden, verschlechterten sich also nicht nur die Löhne, sondern die Arbeitsverhältnisse überhaupt. Lauter denn je ertönt der Ruf „Kokka no tame“, „Zum Wohle des Staates“, der in der Meiji-Era entstand, um die Industrialisation anzufeuern, in allen japanischen Fabriken erinnern immer öfter Redner der Regierung und der Arbeitgeberverbände die Arbeiter daran, daß nur ein angespannter Export zur Verwirk-

lichung der nationalen Ideale führen kann. Und je lauter der Ruf nach der Leistungssteigerung wird, desto stiller wird es um die nach dem Weltkrieg begonnenen Reformversuche der Regierung für eine bessere soziale Gesetzgebung.

*

„Die Löhne der japanischen Arbeiter“, so erklärte im März 1934 der Generalsekretär der japanischen Arbeiterunion gelegentlich des Gewerkschaftskongresses in Osaka, „sind niedriger als die Englands, Frankreichs und Deutschlands. Vergleicht man aber die Preise des täglichen Bedarfs, so kommt man zu der Schlussfolgerung, daß die Lebensverhältnisse der japanischen arbeitenden Klassen keineswegs der geringeren Löhne wegen schlecht sind. Der japanische Arbeiter genießt sein Leben bedeutend besser, als im allgemeinen angenommen wird.“

Politische Parteien, Syndikate und Arbeitervereinigungen in Japan werden also schwerlich mit dem europäischen Arbeiterhand in Hand gehen, wenn der seinen eigenen Lebensstandard, seine Löhne und seine sozialen Rechte dadurch verteidigen wollen wird, daß er versucht, den Lebensstandard des japanischen Kollegen auf gleiche Höhe zu bringen.

Immer wieder hört man europäische Optimisten darauf hinweisen, daß die Lage des japanischen Arbeiters unetraglich sei, daß das japanische Proletariat sich in Kürze erheben, daß eine Revolution Japans Waren von den Weltmärkten weghalten werde. Diese Meinung aber kann durch Tatsachen nicht gestützt werden. Wenn eine Revolution in Japan ausbrechen sollte, dann wird sie nicht von den Arbeitermassen kommen. Dann wird sie von der Armee und den Bauern ausgehen und höchstens Japans Expansionsmethoden ändern, nie aber diese selber aufgeben.

Japans Bauern

Nach der letzten Zählung, der des Jahres 1930, leben 49 Prozent aller japanischen Familien von Ackerbau. Und wenn es auch im Augenblick den Anschein hat, als ob Kapitalisten und Arbeiter die wichtigsten treibenden Kräfte der japanischen Expansion seien, es ist doch der Bauer und seine elende Lage, der dieser Expansion ihre erschreckende Stoßkraft verleiht. Die 30 Millionen japanischer Bauern zwingen Nippon zu territorialen Eroberungen, selbst wenn die Mitsui und Mitsubishi, selbst wenn Regierung und Arbeiter sich mit wirtschaftlicher Vorherrschaft begnügen würden.

Seit dem Beginn der Industrialisierung, seit dem Augenblick, da die Geburtenbeschränkung aufgehoben wurde, die Bevölkerung schwindelerregend wuchs, gibt es in Japan einen wilden Wettlauf zwischen Menschen und Produktionsmöglichkeiten. Die Zahl der japanischen Fabriken wuchs mit einer Geschwindigkeit, die kein anderes Land je erreichte. Die Bevölkerung aber wuchs noch schneller. Die japanischen Ausfuhrziffern kletterten immer höher, mit ihr aber auch die Rohstoffeinfuhr und die Nahrungsmittelnot. Seit der Öffnung der Häfen hat die japanische Bevölkerung sich verdreifacht, die anbaufähige Bodenfläche aber blieb praktisch gleich; immer noch produzieren nur 17 Prozent von Japans Land Nahrung, immer noch müssen Felder, die insgesamt kleiner als Bayern sind, ein Volk ernähren, das zahlreicher als das deutsche ist.

Japan war schon intensiv bebaut, als große Teile Europas noch aus Urwäldern bestanden, die Arbeitsmethoden aber konnten sich in all diesen Jahrtausenden kaum ändern. 60 Prozent von Japans Ernten bestehen aus Reis, seine Felder liegen auf Berghängen und sind so winzig, daß die

Verwendung von Maschinen nicht in Frage kommt. Der japanische Bauer kann also nicht nur nicht neues Land unter Kultur nehmen, er arbeitet auch viel teurer als der australische oder amerikanische, argentinische oder ungarische Landwirt, die alle unendlich ausgedehnte Felder besitzen, oft jungfräulichen Boden, und Maschinen, die die Arbeit von tausend Mähern, tausend Dreschern, Herden von Tieren leisten.

Seit der Industrialisierung wurde Japans Bauer zwangs-
läufig zum Gärtner, der nichts anderes als Gemüse, Früchte,
Blumen für die Stadtbevölkerung produzieren sollte. Die
große Masse der japanischen Bauern wurde überflüssig, mußte
verschwinden, mußte umkommen oder auswandern. Aus-
wandern aber konnte sie nicht, und sie stirbt auch nicht so
schnell. Im Gegenteil: denn in jedem Jahre werden 500 000
japanische Kinder auf dem Lande gegen 300 000 in den
Städten geboren. Es fehlt an Platz . . . Folglich muß man
ihn erobern, an Sibirien oder Australien denken, denn keine
Veredelungsindustrie der Welt ist in der Lage, innerhalb eines
halben Jahrhunderts einen Zuwachs von 40 Millionen zu
ernähren. Selbst wenn sie, wie die japanische, über modernste
Verfahren, modernste Maschinen, die denkbar billigste Arbeits-
kraft verfügt. Alle Zentralisation, die bewunderungswürdigste
Planung können die Tatsache nicht ändern, daß Japans In-
dustrie nicht auf natürlichen Reichtümern begründet ist, daß
die Bevölkerung nur durch den Gewinn ernährt werden kann,
der durch die Umwandlung von vom Ausland gekauften
Grundstoffen in nach dem Ausland verkaufte Fertigwaren
entsteht. Selbst wenn es der japanischen Industrie in nicht zu
langer Zeit gelingen sollte, die neugeborenen Millionen Jap-
pans unterzubringen, es bleiben die nicht industrialisierten
Massen von früher. Die Überbevölkerung, die der Industrie

so billige „Arme“ liefert, bleibt gleichzeitig auch ihr unerbittlichster Feind. Diese Überbevölkerung und das kaum vorstellbare Elend der japanischen Bauern führen zur Militärpolitik, zu kriegerischen Eroberungen — Krieg und Welthandel aber sind unvereinbar.

Durch die Not seiner Bauern, durch die Tatsache, daß es keine landwirtschaftlichen Produktionsmethoden nicht modernisieren kann wie seine industriellen, durch den tragischen Umstand, daß es eben zuviel Bauern hat, zuviel Menschen, die in seinen Fabriken keinen Platz finden, wird Japan zu einer kriegerischen, zu einer militärischen Expansion getrieben, zur Eroberung von Land, nicht nur von Märkten.

Darin, in diesem scheinbar unwegbaren Konflikt zwischen Stadt und Land, Militär und Oligarchen, Bauern und Händlern, liegt Japans wahre Tragik. Von dort her droht dem Inselreich schwerste Gefahr, nur von Japans innerer Zerrissenheit kann Europas Rettung vor der erschreckenden gelben Konkurrenz kommen. Die Macht der Bauernmassen aber ist fast immer unterschätzt worden, fast alle Industriestaaten schritten über sie hinweg. Man schob in Japan die Bauern beiseite, man schätzt Japans Bauern in Europa falsch ein. Man weiß von Japans Agrarnot durch Statistiken und durch Bilder der Wochenschäuen, die manchmal Bauerndemonstrationen zeigen, aber man vergleicht sie zu oft mit der Not der deutschen Landwirtschaft, spricht von den japanischen Bauern wie denen Rumäniens oder Polens. Die Not in Japan aber ist unvergleichbar. Sie hat heute einen Grad erreicht, der nicht mehr allein für Japan, sondern indirekt für die ganze Welt äußerst gefährlich ist. Auf den ersten Blick ist das allerdings in Japan ebensowenig bemerkbar wie in Europa, besonders wenn man nicht weit von den großen Städten fortgeht, wenn

man in Südjapan bleibt. Man sieht, daß Japans Felder oft nicht größer als eine deutsche Durchschnittswohnung sind. Man sieht überall Menschen auf den alten Treträdern, die Wasser für die Reisplantagen pumpen, Menschen, die bis zu den Hüften im Wasser stehend arbeiten, man riecht, daß nach alter chinesischer Art noch überall menschliche Exkremente als Dünger verwendet werden, trifft in den Straßen der Städte die Handwagen, auf denen in Holzböttichen diese Fäkalien gesammelt und aufs Land geschafft werden. Der Mangel an Raum fällt auf und die unendliche Mühe, die es kostet, dem Boden zwei oder drei Ernten im Jahr abzurufen.

J a p a n s S o l d a t e n

Das unvorstellbare Elend der japanischen Landbevölkerung kann leicht einen Brand entfachen, zum Weltbrand werden, denn drei Viertel von Japans Soldaten bestehen aus Bauern, die gesamte Marine aus der armen Küstenbevölkerung, fast alle Offiziere stammen vom Lande. Und das verleiht dem japanischen Agrarproblem Weltbedeutung, durch diese Verbindung von Bauern und Soldaten, die Blutsbrüderschaft von hungernden Reisplantagen und einer im Samuraigeist erzogenen Armee entsteht erst die ganze Gefahr der japanischen Expansion. Die Samurai waren arm, und Japans Offiziere von heute sind arm. Vom Unterleutnant bis zum Hauptmann beziehen sie 110 bis 220 Yen monatlich, 78 bis 156 Mark. Alle sind verheiratet, alle haben sie Kinder. Die Heime, die sie verließen, waren arm, und die Heime, die sie gründeten, sind es auch. Um sich herum aber sehen diese jungen Offiziere wie Dank der Industrialisierung Riesenvermögen entstehen. Sie sehen nur die Schäden des mechanisierten Zeitalters, sie denken mit dem Herzen. Sie empören sich, wenn sie die

Marmorpaläste der Riesentrüste in Tokio betrachten und dabei an die armseligen, zerfallenden Behausungen ihrer Eltern und der 30 Millionen anderen hungernden Landbewohner denken. Der „Bushido“, der „Weg des Kriegers“, das von jedem Offizier respektierte Moralgesetz der Samurai, verlangt Kampf für soziale Gerechtigkeit. Und so ist der vom Lande stammende Soldat Nationalist und dem Kaiser ergeben, aber auch zu gleicher Zeit, wie der Bauer, Antikapitalist. Nicht allein der einfache Soldat, sondern auch der General. Araki, Yamagata, die Generäle Khata und Koissa — um nur die berühmtesten Beispiele anzuführen. Japans Kriegerkaste kommt nicht aus dem satten Bürgertum wie in vielen andern Ländern, Offizier sein ist in Japan kein nobler Sport. Japans Generäle lebten in ihrer Jugendzeit oft auf winzigen Feldern, deren Ertrag kaum den Hunger fernhielt, sie waren Sklaven eines Systems, das ihnen für die Industrialisierung, die sie kaum begriffen, größere Lasten als den Städtern auferlegte, eines Systems, das ihnen ihr klägliches Leben in keiner Weise erleichterte. Alle diese aus dem Lande hervorgegangenen Soldaten haben nur den einen glühenden Wunsch: neuen Grund und Boden, neue Lebensmöglichkeiten zu erobern! Aber nicht mit der langsamen, kaum merkbaren Methode einer wirtschaftlichen Ausdehnung, sondern auf die Art der Samurai, im offenen Kampfe mit den Waffen in der Hand.

Die Pflicht

Novelle von Wilhelm von Scholz

Es gibt manche Berichte und Erzählungen, welche die Vaterlandsliebe des Japaners, insbesondere des japanischen Soldaten, noch hingebender erscheinen lassen, als sie bei irgendeinem andern, europäischen oder sonstigen Volke ist. Sie wurzelt in der Ahnenverehrung des Shintoismus, der ursprünglichen Religion Japans. Die unbedingte Aufopferung des Lebens, wie sie der japanische Staat von seinen Untertanen verlangt oder mit Gewißheit, auch außerhalb eigentlicher Kriege, erwarten kann, würde in Europa durch aus des Krieges bedürfen, um in Erscheinung zu treten.

Ich glaube, das Vorkommnis, das ich hier mitteilen will, ist — soweit es sich überhaupt nach dem Untergang der Hauptbeteiligten mit Sicherheit deuten läßt — ein neuer Beleg für diese Vaterlandsliebe.

In den Jahren nach 1918 war bei den meisten gestitteten Völkern das Brennen unserer Erdkugel an irgendeinem Teil ihrer Oberfläche eine so gewohnte Vorstellung geworden, daß die Frage nach dem nächsten Waffengang fürderhin nicht wenige Gemüter und Federn beschäftigte. Durch die sich immer mehr und mehr enthüllenden Ursachen des Weltkrieges angeregt, suchte man die Berührungsflächen von Einflußgebieten großer Staaten, Rassenfeindschaften, Bevölkerungswachstum, Ausdehnungsnotwendigkeiten und Absatzmärkte als Gründe für künftige blutige Auseinandersetzungen zu erkennen.

Eifersucht und sonstige Spannungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika ließen die phantastischen Geschichtsweisagungen bald auf einen künftigen Krieg

zwischen den Mächten raten, die sich über den Stillen Ozean hinweg gegenübersehen. Einander ausschließende politische Ziele mußten bei beiden wohl angenommen werden. Unklarheiten und einzelne Schärpen im Verkehr hatte es zwischen ihnen in der That mehrfach gegeben.

Staaten, die oft hören, daß sie ihrer Lage nach Gegner sein müßten, werden doppelt argwöhnisch, mißtrauisch, gereizt. Amerikanische Geschwader im Großen Ozean, die auf Übungsfahrten gelegentlich bis in die Nähe der ostasiatischen Küste kamen, ohne jedoch durch ausdrücklichen Besuch und die Begrüßung eines japanischen Hafens sich als friedlich und freundlich zu bekunden; die vielmehr auftauchten, lange Zeit kreuzten oder auf der Lauer lagen, beobachteten und wieder verschwanden, waren im Inselreich nicht unbeachtet geblieben.

Gewiß: keine Zeitung verzeichnete diese Vorgänge als einen unfreundlichen Schritt. Weder konnte der amerikanische Botschafter in Tokio, noch ließ der japanische Bevollmächtigte in Washington die geringste Verstimmung merken. Aber die selbst unsichtbaren, immer sehenden Augen aus dem Dunkel — die der Staatsmänner und Generalstabsführer — waren offen. Eine Anzahl geheimer Befehle aus Tokio an Teile der Flotte wie an Luftfahrzeuge und an verkappte Nachrichtenübermittler in den Vereinigten Staaten galten nur diesen amerikanischen Übungsfahrten, die sich so weit von der Küste des eigenen Landes in die Richtung auf Japan zu entfernt hatten.

Ein japanisches Militärluftschiff von bisher völlig geheimem Bau und ungekannter Einrichtung — das zur Erinnerung an den heldenhaften Untergang der „*Rinshu-Maru*“ auf den Namen dieses berühmten Kriegsschiffes getauft worden war — erhielt einen Beobachtungsauftrag, wie er bei mittleren Wind-

und Wetterverhältnissen durchaus seiner Leistungsfähigkeit entsprach. Es sollte über dem Ozean in der Nähe des amerikanischen Geschwaders kreuzen. Einer der genialsten Männer des japanischen Admiralstabes, Major Ishikawa, war an Bord, um die Bewegungen und Manöver des künftigen Feindes zu beobachten und an ihnen Aufgaben und zugrunde liegende Gefechtsidee der amerikanischen Führung zu erkennen.

Daß die „Kinshu-Maru“ von den amerikanischen Kreuzern aus gesehen und sicherlich als ein Zeichen rascher Bereitschaft empfunden werden würde, konnte ein nicht unwillkommenes Nebenergebnis der Ausfahrt sein.

In sternklarer, fast windstiller Mitternacht verließ der schattenhafte riesige Himmelsfisch leise und geheimnisvoll, wie in Kriegszeiten, seinen Unterschlupf und hatte sich bald über die Grundgewächse des Luftmeeres am Rande des Übungsplatzes — breitflächige Kiefernschirme vor allem — erhoben. Das Brummen, das er jetzt anschwellend hören ließ, klang wie ein zufriedenes Bekunden seines gewaltigen Tierdaseins im Element und verlor sich, mit dem Sternbildverdeckel bald kleiner werdend, unter der Kuppel hin.

Die Bedienungsmannschaften waren sofort in die Baracken zurückgeschickt worden. Drei, vier Offiziere auf der großen freien Grasfläche vor der Luftschiffhalle starrten mit Feldstechern in den unteren Nachthimmel, durch den ihre Kameraden fern fortglitten. Die Nachschauenden waren nicht mehr sicher, ob sie in der grauschwarzen flirrenden Kreisfläche des Prismenglases die „Kinshu-Maru“ noch unterschieden oder ob die Anstrengung ihres Sehens sie täuschte.

*

In der Führerkabine des Luftkreuzers standen, als der Morgen über der unendlichen Wellenweite des Ozeans aufgraute und der Wasserhorizont sich eben fahl rötete, schweigend Takeda, der Kapitän des Fahrzeugs, mit seinem Vordgast Shikawa. Sie suchten die gleichmäßige, wie gegen die Ferne zu ansteigende Fläche ab.

Nichts! Die Amerikaner mußten in dieser Nacht abgedampft sein — vielleicht heimwärts, was die beiden das leere Meer immer wieder mit dem Glas überstreifenden Offiziere beklagt hätten, vielleicht in der Richtung auf andere militärisch wichtige Küstenplätze zu, wo man dann eben weiter suchen und sie finden mußte. Aber kein Anzeichen: kein Rauch am Himmelsrand, keine in dem leichten Gewell sicher lange sichtbare Kielinie mehr, nichts!

Vorsichtige, chiffrierte drahtlose Anfragen bei den Küstenstationen blieben ergebnislos.

Der Luftkreuzer befand sich genau über dem Meeresort, an dem das amerikanische Geschwader nach der Meldung eines heimgekehrten Torpedobootes vor achtzehn Stunden gesichtet worden war. Mit seiner vollen Geschwindigkeit mußte er die viel langsamer fahrenden Wasserkolosse, bei denen auch ein in der Bewegung sehr behindertes Flugzeugmutterschiff sein sollte, jetzt noch gut einholen, wenn er die Richtung ihrer Fahrt hatte.

Shikawa und Takeda lehnten gebeugt über der Karte des Küstenteils, von dem ihr Fahrzeug über den riesigen Wasserkreis unter ihren Füßen hinausgeglitten war. Die Karte zeigte schmal am linken Rande die zackige buchtenreiche Grenze des festen Landes und wurde dann die große, nur von Strömungsbändern, Tiefenangaben, Kurslinien und der Gradeinteilung unterbrochene gleichmäßige Fläche eines Stückes vom Stillen Ozean.

Mikawa befürwortete, daß man mit der Kraft aller Motoren genau südostwärts fahre. Der Kapitän fragte ruhig das gegen, ob denn der Auftrag überhaupt noch bestünde, wenn die Amerikaner wirklich heimwärts gedampft seien? Zu zeigen, daß man in Japan wache, sei doch in ihrem Befehl nebensächlich. Die amerikanischen Schiffe aber in ihren vielleicht auf die japanische Küste oder angenommene japanische Flottenvorposten gerichteten Manövern zu beobachten, habe ja keinen Sinn mehr, sobald sie ihre Bewegungen hier abgebrochen hätten. Er schlage, trotz der verneinenden Auskunft der Funkstationen vor, entweder nord- oder südwärts das Meer im Küstengebiet abzusuchen.

Nicht gern gab der Theoretiker diesen Gründen des Praktikers recht, die freilich kaum allein den Wunsch des Kapitäns gezeugt hatten, nicht allzu weit von der Küste abzugehen. Der wettererfahrene Mann glaubte in den Farben der Horizontfärbung und in einer gewissen Streifigkeit der Luft eine unwillkommene Windvorausage zu lesen.

Es wurde also beschlossen, südwärts das Glück zu versuchen.

Als sich nach dreistündiger Fahrt nicht die Spur eines amerikanischen Schiffes gezeigt hatte, nur einmal am östlichen Horizont ein friedlicher Rauffahrteiflegler gesichtet worden war, schien es Takeda geboten, den Rückzug anzutreten. Sein Mitfahrer widersprach nicht, zumal da der Himmel ein immer bedrohlicheres Aussehen angenommen hatte, wie vor einem Gewitter. Auch war plötzlich ein mächtiger Windstoß von Süden über die Wasseroberfläche hingefegt, die er bei ihrer schwächeren Beweglichkeit nicht sogleich hatte in den seiner Stärke entsprechenden Wellenaufbruch bringen können. Aber das dem Stoß entgegenfahrende Luftschiff hatte im ganzen Gestänge gezittert, gebebt, geächzt und war von seinem Kurs einen

Augenblick nach Westen abgedrückt worden. Als hätte der Wind den Rat gegeben, heimzukehren, was nun auch mit der vollen Kraft der Motoren begonnen wurde.

*

Der Glaube, daß fest angespannter Menschenwille — namentlich dann, wenn der seltene Fall eintritt, daß der Wollende ohne Rücksicht auf Gut- oder Schlechtstehen seiner Sache, ohne Traum von Erfolg dennoch die höchste Willensspannung in der Seele festhält — mächtig ins Geschehen hineinwirkt, ist nicht nur im östlichen Asien verbreitet, sondern überall, wo ringende Menschen offenen Auges, in Erwartung und Furcht die von ihnen scheinbar unabhängigen Mächte beobachten.

Der Wille des Majors war nicht mit auf die Heimfahrt gegangen. Shikawa hatte sich mit seiner Einsicht rasch den Gründen Takedas gefügt und der Rückkehr zugestimmt — wohl mit Bedauern, doch auch mit der Überzeugung, daß sie das Gebotene sei. Sein Wille fuhr indessen wie eine selbständige Kraft in Strahlen suchend weiter über den Ozean, dahin, dorthin. Ihm selbst, dem Aussender dieser Willensstrahlen, wurde das nicht anders bewußt als erst in einer wachsenden Mißstimmung und dann in einem Ausmalenmüssen erneuter stürmischer und lebensgefährlicher Fahrt der „Kinshu-Maru“.

Die führte über höher und höher sich türmende Wellengebirge, weiße, zackige, langgestreckte Rämme, die fast an den Boden der Kabinen stießen, und Täler, deren Abgrund man nicht ermessen konnte; welche die phantastische Vorstellung erweckten: in ihnen liege der Grund dieses tiefsten Meeres der Erde immer einen halben Bogenschritt lang frei unter der schwarzen Sturmluft und den Regenschauern.

Was wir obenhin Willen nennen: ein wenig Wunsch,

Sehnsucht, Mittelsuchen, um ein Verlangen zu erfüllen, das Nichtabwendenlassen des Sinnes von einem Ziel und Zweck — das hat mit dem wirklichen Willen, der eine gefährliche, schicksalsstarke, eher traumhafte als bewußte Seelenkraft ist, wenig genug gemein.

Nun, Ishikawa, der längst und mit voller Einsicht das Aufgeben der Sache gebilligt hatte, vermochte zu wollen und wollte immerfort, trotzdem sie auf der Rückfahrt waren, nur dies eine: die Amerikaner finden!

Griff er damit ein in das, was jetzt geschah? Dem starken und plötzlichen Gewaltstoß des Sturmes war nach ein paar Erdatemzügen Stille ein gleichmäßig schnelles Vorschiesen und stürzen unendlicher Windmassen gefolgt. Gegen ihr Säusen, das Meer und Land in riesiger Breite überstrich, hatte der Luftkreuzer kaum mehr die Richtung auf den Marineflugplatz halten können, dem er zustrebte. Da kam der zweite und bald der dritte Sturmstoß mit einer noch viel größeren Gewalt, als sie der erste gehabt hatte. Es war, als zersplitterte vor ihm das rasende Wehen und Gewehtwerden der Luftmassen, in das der Stoß Wirbel und eine jähe Drehung nordöstlich übers Meer hinaus brachte. Bisher hatte es von Südost nach Nordwest geweht.

Dadurch, daß das Luftschiff in einer diesem heftigen Anprall wenigstens nicht geradezu entgegengesetzten, noch auch in einer zu ihm quer liegenden Richtung halb trieb, halb fuhr, zerbarst es nicht in seinem stöhnenden Stangenwerk und riß es nicht in seiner gepeitschten Hülle, sondern verlor nur einen Teil der Steuerung und nahm an zwei Motoren Schaden. Das minderte seine Geschwindigkeit freilich nicht; es jagte hochgeschleudert, niedergestampft in den Sturmwirbeln unter dem jetzt wolken schwarzen Riesengewölbe längst weiter über

den Djean hinaus, als bis zu dem Meeresort, über dem es im Augenblick der Umkehr gestanden hatte.

Es trieb bald steuerlos; und trieb plötzlich auf ein in den Wogen tanzendes, taumelndes riesiges Brett zu — so sah es aus —, zu dem der Luftkreuzer sich in einem Augenblick nachlassenden Windes niederneigte, um sich mit ihm zusammenzuketten.

Als der Sturm wieder einsetzte, hingen Luftkreuzer und Brett schon so fest aneinander, daß keins vom andern mehr losgerissen werden konnte.

Die gesamte Besatzung der „Kinshu-Maru“ hatte gewußt, daß nur noch ihre Geister das Vaterland wiedersehen würden. Und der, eben dessen Wille — wenn es nicht der Zufall tat — erst die Gefahr und nun die Rettung heraufbeschworen hatte, war, beim Sturz des nicht mehr gesteuerten Fahrzeugs in ein Luftwellental, in eine abwärts reisende Strömung, selbst so zu Boden geschleudert worden, daß er die Besinnung verlor. Ishikawa kam erst wieder zu sich, als der Luftkreuzer bei langsam abfallendem Wind mit mehreren unzerreißbaren Trossen an dem Flugzeugmutter Schiff des amerikanischen Geschwaders festgemacht war.

Der Auftrag war also soweit ausgeführt: man hatte die Amerikaner doch noch gefunden.

*

Der Sturm hatte sich an seiner Heftigkeit genügen lassen und viel kürzer gedauert, als es sonst hier die Art der Stürme ist.

Während die Ausbesserungen an der „Kinshu-Maru“ in vollem beschleunigtem Gange waren, fand auf dem Kriegsschiff Begrüßung zwischen den Waffentameraden der beiden Nationen statt.

Es ist gewiß ein Überbleibsel des mittelalterlichen, über alle nationalen Grenzen hinübergreifenden, fast nationenlosen Rittersertums, in welchem Rittersein viel mehr verband, als Unterschied in der Staats-, Volks- und Sprachzugehörigkeit trennte: daß sich Soldaten selbst feindlicher Staaten stets um ihres Waffenkleides willen, im Totkampf noch, als Kameraden empfinden. Wieviel mehr mußten das Offiziere zweier Armeen, die im Weltkrieg verbündet gewesen waren! Die spätere heimliche Feindschaft ihrer Staaten erhöhte noch den Reiz der Begegnung und Annäherung.

Vielleicht aber ist es auch nur dieser Reiz, diese Lockung, die Gegner immer füreinander bedeuten — ob es Jäger und Wilderer, Grenzer und Schmuggler oder feindliche Krieger sind —, was hier rasch eine gewisse wärmere Höflichkeit aufleben ließ, nachdem der Kommandant des amerikanischen Schiffes, Charles Panthurst, die unfreiwilligen Gäste in einer Rede begrüßt hatte, die ein seltsames Gemisch von amerikanischer Nüchternheit und schwungvollen europäischen Phrasen war.

Da bei einer solchen Rede ja deren Inhalt unwichtig ist, sie vielmehr nur Ausdruck entgegenkommender Höflichkeit sein soll, hatten die japanischen Offiziere Panthursts Worte nicht unangenehm empfunden. Nur bei einer Stelle, als der Amerikaner ihrer treuen Waffenbrüderschaft gegen den Barbaren und Kulturzerstörer Deutschland gedachte, waren einige der Japaner in Scham verlegen geworden.

Nach der Rede, als nun auch noch zwischen einzelnen Offizieren beider Länder persönliche Höflichkeiten ausgetauscht worden waren, luden die amerikanischen Seeleute die japanische Luftschiffbesatzung geflissentlich zu einer Besichtigung ihres neuartigen „Flugplantyps“, wie sie sagten, ein.

Ishikawa und Takada verständigten sich durch einen Blick.

Dann sprach Takeda, als der Dienstältere der beiden, eine höfliche Absage aus, die gleichzeitig eine Weigerung, die amerikanischen Offiziere die „Kinshu-Maru“ näher ansehen zu lassen, einleiten sollte. Die Kameraden dürften es nicht als eine Ablehnung auffassen, wenn die Japaner das Schiff nicht besichtigen wollten; aber die Freude und Hochgestimmtheit eines solchen unvorhergesehenen Zusammentreffens dürfe die Gastfreunde nicht dazu verführen, etwas zuzulassen, was vielleicht ihre Regierung nachher nicht billigen würde.

Dem erwiderten die Amerikaner mit einer echten oder gespielten, leicht trunkenen Fröhlichkeit und Herzlichkeit, daß eine solche Sorge zwischen befreundeten Ländern und Heeren, die eben Schulter an Schulter gekämpft hätten, nicht bestehe, nicht bestehen dürfe — und zogen die Japaner mit sich, die nun freilich mit sehr offenen Augen die ganze Einrichtung des schweren Fahrzeuges in sich aufnahmen — aber danach nicht mehr vermeiden konnten, daß die Amerikaner mehr von der „Kinshu-Maru“ sahen, als gut war.

Takeda war in peinlichster Verlegenheit. Er hatte bei Empfangen seines Auftrages allerstrengsten Befehl erhalten, die Amerikaner im Falle eines Zusammentreffens nicht auch nur den Schatten eines Mißtrauens, einer möglichen Feindlichkeit sehen zu lassen — und brauchte anderseits keine Weisung, um zu wissen, daß der durch so unglücklich-glücklichen Zufall fast in die Gewalt der Amerikaner gekommene Luftkreuzer ein vor jedem Blicke zu schützendes kostbarstes Gut war. Jetzt baten zwei der amerikanischen Offiziere — nette, scheinbar harmlose blonde Männer, eher großgewachsene Jungen, — die sich bei den Rettungsarbeiten besonders hervorgetan hatten, als er ihnen immer wieder dankte, sich gar aus, bis zum japanischen Flugplatz mit zurückfahren zu dürfen.

Takeda war froh, daß er die Verantwortung, hier „ja“ oder „nein“ zu sagen, nicht allein tragen mußte. Da die Ausbesserung an zwei Motoren und der Steuerung einige Tage dauerte, ehe die „Kinshu-Maru“ zur Heimkehr starten konnte, war Zeit genug, Entscheid einzuholen.

Als ob es sich überhaupt nicht um Wichtiges handele, traf sofort der Funkspruch ein, daß dem Mitfahren der beiden Amerikaner nichts im Wege stehe. Takeda atmete nochmals auf. Ishikawa schüttelte bedenklich den Kopf — und lächelte vor sich hin, als die weitere Nachricht kam, für die Rückkehr der beiden Offiziere werde ein Marineflugzeug zur Verfügung gestellt werden: Hauptmann Mishida, der beste japanische Pilot, werde es führen und einer der nächstverwandten Prinzen des Kaisers zur Begrüßung des amerikanischen Geschwaders mitfliegen.

Das war kurz bevor die wiederhergestellte „Kinshu-Maru“ sich neben dem Flugzeugschiff vogelleicht, den Motoren und dem Steuer gehorsam, von der ruhigen Seefläche, auf die sie sich niedergelassen hatte, erhob und mit den beiden Gästen an Bord der Küste zuglitt.

Nicht nur die Fahnen des Wasser- und des Luftschiffes grüßten einander. Sobald ihre feierliche Zeremonie beendet war, winkten zahlreiche Lücher und Mützen aus dem Blau des Himmels, vom Blau des Meeres in langsam immer weiter werdender Ferne.

*

Während Takeda sich die ganze Rückfahrt über heiter und gesprächig zeigte, viel mit seinen beiden amerikanischen Gästen plauderte, sie freilich auch mit seiner Unterhaltung am Sehen und Beobachten behinderte, war Ishikawa einsilbig, schweig-

sam, für sich. Er sah. Ihm entging nichts. Er war immer da, ohne daß man seiner gewahr wurde. Er sammelte den Stoff für seinen Bericht und vermerkte jeden Blick, den die Amerikaner — was sich nicht durchaus verhindern ließ — in den Bau, in die Maschinen der „Kinshu-Maru“ warfen, mit dem sie die Art der Führung sich einzuprägen suchten.

Der Major, in dessen Qualifikationszeugnissen stets seine außerordentlich sichere Beurteilung der Untergebenen für die verschiedenen Kriegsaufgaben belobt war, hatte längst erkannt, daß die beiden Amerikaner unter der Maske gutmütiger und fröhlicher Tolpatsche zwei kluge und wahrscheinlich kenntnisreiche Ingenieure waren, die zu dem, was sich vor ihnen nicht verbergen ließ, sich wohl das übrige ergänzen und zu Hause eine bedenklich richtige Wiedergabe der „Kinshu-Maru“ entwerfen würden.

Er hatte, in seiner Bordjacke fast nicht von den Mannschaften unterschieden, neben drei Matrosen plötzlich mit an einer Lauwinde drehend, sehen können, wie der eine der Gäste den andern auf eine nur von Fachmannaugen entdeckbare Abweichung der Höhensteuerung — gegenüber allen früheren Anordnungen — aufmerksam machte, wobei die Gesichter beider voll von zäher, zusammengefaßter Energie des Beobachtens und des Sich-einprägens waren. Es erschien als unvorsichtig, daß sie sofort darauf, als sie Ishikawa bemerkten, unvermittelt wieder den Ausdruck harmloser berber Lustigkeit und der Freude am Abenteuer annahmen.

Das war nicht lange, bevor der Flugplatz in Sicht kam. In der endlosen ebenen, wie eine Karte eingeteilten Landschaft, zu der die Bewegung des Erdbodens mit Tal und Hügel, zu der Wälder und Häuser für den Blick schon aus unbedeutender Höhe einschrumpfen und zusammensinken, zeichnete sich das

unregelmäßige grüne Viereck nur dadurch erkennbar ab, daß es wesentlich größer war als alle andern vielfarbigen Schnittstücke. Erst fern der Wald, ein dunklerer, krautartiger Rasen, verlor sich ins Weite ohne Begrenzung.

Von dem Flugplatz, der sich bald unter die Spitze des Luftkreuzers schob, erschollen aus einem kleinen, doch dichten Gewimmel dunkler Punkte und Striche dünne, kaum hörbare Bansai-Rufe, als der Bug der „Kinshu-Maru“ sich zum Niederflug senkte.

*

Der Aufenthalt der amerikanischen Offiziere in Japan war von ihrem Kommandanten sehr kurz bemessen worden.

Pankhurst hatte, was gar nicht erst nötig gewesen wäre, seine beiden Offiziere zur größten Aufmerksamkeit auf alles ermahnt und ihnen anbefohlen, sich bald nach Eintreffen des Luftkreuzers im Flughafen mit Hinweis auf die nahe Abfahrt des Geschwaders von dem japanischen Piloten zurückbringen zu lassen.

So schloß sich eine Audienz beim Mikado von selbst aus. Der Prinz Sutoke — derselbe, der zur Begrüßung des amerikanischen Flottenchefs den Rückflug mitmachen sollte — überbrachte den amerikanischen Gästen den Dank des höchsten japanischen Kriegsherrn für die Rettung seines Luftkreuzers.

In einem dem Flughafen benachbarten Kasino, über dem das japanische und das Sternenbanner wehten, fand die Festtafel statt. Die amerikanische und die japanische Nationalhymne erklangen, daß sie durch die offenen Fenster weithin hörbar waren, während die Reden und zwischen den Musikstücken ein lebhaftes Stimmengewirr nur bis zu den außen schildernden Posten herausdrangen.

Für den nächsten Morgen nach der Ankunft schon ward der Rückflug angesetzt. In diesem Tage begann gerade das Fest der Toten, Bonku, das Laternenfest. In seinem Vorabend schimmerten auch in der Nähe des Flugplatzes einige Dämmerstraßen voller bunter Lampions. In beleuchteten Buden und an offenen Ständen sind Totengaben für die Angehörigen zum Kauf ausgelegt. Vor den Häusern brennen da und dort Kienfackeln, die den abgeschiedenen Geistern den Weg anzeigen sollen — den Geistern, die am dritten Abend dann in kleinen kerzengeschmückten Booten über Kanäle, Teiche, Seen, Flüsse oder das Meer ins Totenreich zurücksegeln. —

Der Kommandant der Luftstreitkräfte des Kaiserreiches, Graf Kanamari, war sehr froh, daß der Besuch der fremden Offiziere vor dem Laternenfest erledigt werden konnte, da ein fröhliches Gastmahl mit den ernstern und innigen Totengedenktagen nicht vereinbar gewesen wäre.

General Graf Kanamari hatte noch vor dem Mahl den Major Ishikawa zum Bericht empfangen und den Hauptmann Nishida, den ausgezeichneten Flieger, zu sich befohlen, der die beiden amerikanischen Gäste und den Prinzen Sutoku zu dem Flugzeugmutterschiff bringen sollte; dessen genauen Seeort bezeichnete der General dem Piloten.

Graf Kanamari schloß die Erteilung des Auftrags mit einem Wort darüber: daß der erhabene Ten-shi, der Kaiser, gerade ihn, Nishida, dieser Ehre würdige, geschehe in der Uebersetzung, daß kein anderer Fliegeroffizier die Gäste und den Wether des Kaisers so sicher und so zum Nutzen des Vaterlandes ans Ziel bringen werde.

Nishida errötete vor Stolz, glaubte sich entlassen, trat zur Thür und schlug die Hacken zusammen.

Graf Kanamari dankte, rief aber den Hauptmann, als der

die Türklinte ergriffen hatte, nochmals zurück. Es schien, als wüßte er nur die Gegenwart des Piloten noch einen Augenblick, um sich innerlich zu vergewissern, ob nicht irgend etwas zu besprechen vergessen sei.

Der General sagte: „Mir war so, als hätte ich noch eine Frage gehabt.“

Während der Hauptmann, in den Raum wieder vorgezogen, wartete, ging der General einmal schweigend auf und nieder, blieb am Fenster stehen und sprach — halb hinaussehend, als suche er noch immer nach der vergessenen Frage oder was es gewesen sein möchte — ein paar gleichgültige beiläufige Worte: es sei nicht gerade angenehm, daß man die beiden Amerikaner auf der „Kinshu-Maru“ hätte mitnehmen müssen. Es sei leider bei der Lage, in die der Luftkreuzer gekommen, nicht zu vermeiden gewesen.

„Sie werden nicht viel gesehen haben“, erwiderte Nishida, „die Besonderheiten der ‚Kinshu-Maru‘ sind nicht so im Vorbeigehen zu entdecken.“

Der General war an seinen Schreibtisch getreten und hatte die Blätter eines umfangreichen Berichtes aufgenommen: „Major Ishikawa ist gerade der Ansicht, daß sie sehr viel gesehen haben. Er hat jeden ihrer Schritte beobachtet und viele ihrer auf die wichtigsten Teile der Konstruktion gerichteten Blicke erhascht. Ich fürchte, daß Wesentliches verraten ist.“

Nishida, dessen Widerspruch durch diese Auffassung abgeschnitten war, schwieg, sah aber aufmerksam seinen Vorgesetzten an, der sich noch immer mit dem Bericht beschäftigte, ein Blatt herausnahm, auf eine Stelle zeigte und es dem Hauptmann über den Tisch reichte: „Lesen Sie selbst!“

Da stand es in der Tat. Es war von Ishikawa genau geschildert, wie die Blicke namentlich des älteren der beiden

amerikanischen Offiziere nie tastend herumgesehen hätten, sondern deutlich den Linien der Konstruktion nachgegangen seien, sobald sie nur die Möglichkeit hatten, überhaupt frei zu spielen. Ishikawa gab auch an, welche Einzelheiten er verraten glaube, so sicher verraten glaube, daß man sie gewiß jetzt schon in den Notizbüchern der beiden gezeichnet finden würde.

Nishida, dem es schien, als überschätze man beim Oberkommando solche Maschinengeheimnisse beträchtlich und als sei viel mehr an der Person mutiger und kluger Führer gelegen, die ihnen so leicht niemand in ihrer Vortrefflichkeit entgegenstellen würde, hatte doch bei dem Wort von den Notizbüchern plötzlich das unklare Gefühl, als handle es sich hier beinahe um Spione, und sagte schnell, daß man den Amerikanern die Notizbücher abnehmen möge, wenn das Festmahl vorüber sei.

Sehr streng erwiderte der General, man dürfe einen gefährlichen Feind, selbst einen Gastfreund, eher töten, als ihm etwas entwenden.

„Man könnte sie ihnen abfordern.“

„Mit welchem Recht? Worauf gestützt? Sie halfen die ‚Kinshu-Maru‘ retten und wurden von uns eingeladen. Sollen wir sie da als Spione behandeln?“

„Gewiß nicht!“ pflichtete Nishida bei, dem dunkel, wie mit leisem, langsam immer rhythmischer werdendem Tropfenfall ins Bewußtsein kam, daß sein General offenbar irgendeinen bestimmten Ausweg erwarte.

Kanamari schüttelte wieder den Kopf: „Was nützte es auch, wenn wir ihnen die Notizbücher abnahmen. Sie haben es längst im Kopf. Und die Köpfe können wir ihnen nicht abnehmen.“

Schweigen.

Dann der General: „Es war wohl weiter nichts. Ich danke

Ihnen.“ Er lächelte. „Sind Sie bei dem heutigen Essen oder bei Ihrer Frau? Ihr nächster Kamerad Koyo verbringt doch vor jedem Flug, wenn's irgend angeht, den Abend zu Hause.“

Auch Nishida lächelte jetzt, doch halb wehmütig: „Wir haben im vorigen Jahre unser Söhnchen verloren. Und da ich wahr:scheinlich nicht vor der Beendigung des Totenfestes zurück sein werde, möchte ich mit meiner Frau still zusammen sein. Der Herr Oberst Dnitsura hat mir für heut abend Urlaub gegeben.“

„Ich bin sehr einverstanden. Es sind reichlich genug Offiziere bei Tafel. Und Sie haben morgen eine schwere —“ da Nishida abwehrt: „— eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe. Leben Sie wohl!“ —

Als der General vor Beginn des Festmahls den Major Ishikawa im Saal traf, redete er ihn an: „Ich habe Ihren Bericht jetzt zweimal gelesen. Sie haben das, was Sie sagen wollen, nicht ausgesprochen. Aber Sie haben recht: es läßt sich nicht aussprechen.“

Es war bei den offenen Fenstern ein seltsames Ineinander:spiel der Lichter: der Lampions von dem fast heiteren Jahr:markt für die Toten — bunte Monde schimmerten aus der Nachbarschaft herüber — und den strahlenden Kerzen auf der Festtafel.

*

Im Ofen der Wohnung des Hauptmanns Nishida steht auf einer Wandkonsole eine Art von kleinem Altar, ein Lack:schrein, der die Nachbildung eines Tempel einganges darstellt. Zu den goldenen, mit Zierlinien und Ornamentengerank besetzten Torflügeln führen zwei winzige Stufen empor. Von der Decke hängt ein Öllämpchen an langer Kette davor nieder,

so daß es, öffnet man das Thor des Tempelchens, in sein Inneres leuchtet. Ein paar elfenbeinerne Kriegerfiguren, ein Trompetchen, ein nuschalengroßes Boot liegen auf den Stufen. Es sind die Spielsachen des Söhnchens Fuj, der vor vierzehn Monaten als Zweijähriger starb.

Die Mutter, eine Frau mit stillem, sanftem Gesicht in der alten Tracht der Japanerinnen mit langem Kimono und Sandalen, entzündet eben das Lichtchen, da sie den Schritt ihres Gatten kommen hört. In den Augen, die zu lächeln scheinen, ist eine Träne, die sie abwischt, ehe Nishida eintritt.

Dann sitzen die Eltern lange stumm dem Gedächtnistempelchen gegenüber, das jetzt geöffnet ist, und sehen auf das weiße Pergamentblatt darin, auf dem in sorgsam gemalten Schriftzügen ein langes Wort steht; es ist der himmlische, von den Priestern gegebene Name des kleinen Fuj.

Der Mann und seine Gattin lehnen in wort- und gebärdenloser Wehmut aneinander. Das leise schmerzende Gefühl in ihrer Brust ist nicht mehr ganz die Trauer um das aus den ersten Spielen hinweggestorbene Söhnchen, das sie sich nur in manchen beglückend-wehen Augenblicken noch so vorstellen können, daß sie es innerlich sehen, und das in ihren seltenen Träumen von ihm schon älter, verständiger geworden scheint. Ihr Gefühl ist ein unausgesprochenes Ahnen in beider Herzen, daß ihr Leben, das geben, geben, geben! sollte, begonnen hat zu nehmen, und daß es wohl überhaupt seine Art sei, zu nehmen, und daß das Leben nicht heiter, nicht fröhlich, nicht überschwenglich sei, was sie geglaubt hatten, sondern still und traurig.

Nishida und sein Weib fanden sich dabei zu solcher Innigkeit, als ob sie aus der Welt zueinander abgeschlossen und mit dem kleinen Fuj wieder vereint seien.

„Du wirst auch morgen und in den nächsten Tagen, wenn du so lange fort sein solltest, an Fui denken. Es wird so sein, als ob wir an den Festtagen selbst alle drei zusammen sind.“

Nishida nickte langsam. Er hatte an die Aufgabe des nächsten Tages bisher nicht gedacht. Dies Erinnerung bedrückte ihn. Seit der Unterredung mit dem General hatte er einmal plötzlich das Gefühl, als habe man ihn gerade dazu aufgefordert, gegen das Vaterland zu handeln, indem man ihn die beiden Kundschafter sicher zurückbringen hieß; und dies Gefühl tauchte bei jedem Gedanken, der mit dem bevorstehenden Flug zusammenhing, immer wieder und immer stärker auf. Er wurde es nicht los. Es war dabei schon eine Erlösung für ihn, sich vorzustellen, daß ja auch dem besten Piloten ein Unfall mit seinem Flugzeug zustoßen kann. Er gestand sich: wenn man es oben etwa gewollt hätte, er würde es gewiß auf sich genommen haben. Japan hat viele gute Piloten.

Die kleine Frau, die neben ihm saß und auch still vor sich hin sann, mußte in seine Gedanken hineingekommen sein. Sie sagte: „Ich habe bei manchem deiner Flüge Furcht gehabt. Wie oft früher! Aber immer nur, wenn du zu deinem Vergnügen flogst oder selbst bestimmtest, wann und wohin du fliegen wolltest. Wenn du im Dienst bist und das Vaterland die Stunde und Ziel angibt, fürchte ich mich nie. Ich weiß nicht, warum. Wohl weil wir selbst oft töricht sind und unsere Bestimmung nicht wissen. Sie liegt aber in dem, was von uns nicht geändert werden kann.“

Nishida nickte wieder. Er war noch bei der Unterredung mit seinem General und ließ erneut Wort für Wort, die der Kommandeur gesprochen, durch sein Nachdenken gleiten, als ob noch etwas dahinterstecke, das ihm Graf Kanamari habe sagen wollen.

Er war zerstreut. Er streichelte die kleine Frau, als beide schlafen gingen und sie sich an ihn schmiegte, sanft, aber doch nicht anders als den Hals eines Pferdes, wenn man wegirrend durch eine fremde Wildnis reitet, in der man sich zur Rechtfunden sucht.

*

Das Festmahl hatte, da der Prinz früh aufbrach, noch vor Mitternacht geendet. Man hatte die amerikanischen Gäste mit zuvorkommender Kameradschaftlichkeit in ihre Zimmer — in einem der Flugplatzgebäude — geleitet; die einfachen, aber behaglichen Räume lagen nebeneinander und waren durch eine Thür verbunden.

Die beiden Ehrengäste des Abends waren selbst aufgeräumt wie die Gastgeber, plauderten und erzählten während des Aufkleidens, ja schließlich, als sie schon im Bett lagen, weiter durch die offene Thür. Mit dem Hochmut und der Abschließung, die der Andersrassige, zumal der Europäer oder Amerikaner, nun einmal hat, lachten sie über einige komische Gestalten unter ihren Wirten, so besonders über einen fetten Hauptmann mit einem ständigen Grinsen aus Tausenden von Fältchen in seinem Gesicht, durch die das übliche Lächeln wie Wind über eine Seefläche lief.

Als sie sich noch an mehrere auffallende Erscheinungen unter den von Statur kleinen gelben Ostasiaten erinnert hatten, kam es ihnen, die auch für Leute der nordischen Rasse sehr groß gewachsen waren, so vor, als ob sie eben aus einem Zwergenträumen erwachten, in dem sie allerlei Zierliches und Puziges gesehen hatten.

Nach dieser „romantischen Idee“, wie sie es nannten, riefen sie sich durch die Thür gute Nacht zu und drehten das Licht ab.

Der Jüngere träumte irgendwann — so, als ob es die gerade Folge von vielem vorangegangenen und erledigtem anderem Träumen sei —, daß er in der Schulklasse säße und seine Mitschüler eifrig schrieben. Er erkannte einen einstigen Kameraden auf der Bank neben sich, von dem ihm einfiel, daß er früh — wohl noch auf der Schule, aber das wußte er im Traum nicht recht — gestorben sei. Der schrieb fleißig, daß man die Feder kraken hörte, und auf so weißem Blatt, daß es blendete.

Der Träumende drehte den Kopf weg und hatte dabei die Empfindung, als läge er und säße nicht, wollte, da ihm dies wunderbar vorkam, den Kopf wieder zu seinem Mitschüler zurückdrehen. Tat es. Der Mitschüler war fort. Statt seiner sah der sich Zurückwendende einen fremden leeren Raum und durch eine offene Thür in einen zweiten Raum, in welchem letzterem an einem Tisch — auf den die Bettlampe hinübergestellt war — jemand saß und schrieb.

Jetzt war der Schläfer wach, erkannte, wo er sich befand, und rief dem älteren Freund und Kameraden zu, was er um aller japanischer Götter willen noch mache. Es sei ja — er hob die Uhr vom Nachttisch — drei Uhr fünfzehn Minuten, also volle Schlafenszeit.

Der Ältere stand leicht auf, trat an die Thür und sagte leise: „Es ist mir sicherer, wenn unser Kamerad Butler in Tokio unauffällig ein paar Zeilen über unsere Beobachtung erhält. Du weißt, daß ich in solchen Dingen übervorsichtig bin.“

„Ja, das bist du. Aber vielleicht ist's auch unvorsichtig“, antwortete gähmend der schon halb wieder in seinen Traum Zurücksinkende, indem er sich zur Wand kehrte, während der Ältere die Thür hinter sich heranzog.

*

Das Flugzeugmutter Schiff erhielt, wie verabredet, Funk-
spruch vom Luftschiffhafen über das bevorstehende Eintreffen
des Flugzeugs mit dem Prinzen Sutoku und den beiden
amerikanischen Offizieren. Man soll den Doppeldecker etwa
„h. 15.30“ erwarten.

Der Stille Djean machte seinem Namen Ehre. Die Glas-
ruhe des ungeheuren Rundspiegels wurde nicht auch nur leicht
erschüttert, geschweige denn an irgendeiner Stelle dadurch zer-
brochen, daß von seinem Rand her die drei andern Schiffe des
amerikanischen Geschwaders — kleine, unbewegte Rauchfahnen
auf der kaum feststellbaren Grenze von Himmel und See —
nach beendigten Manövern heranzufuhren.

Sowohl die Matrosen im Ausguck wie der Kapitän auf der
Kommandobrücke und einzelne Offiziere auf dem für das
Landen des japanischen Flugzeugs freigemachten Ab- und
Anrolldeck suchten schon von etwa drei Viertel auf drei den
westlichen Himmel mit ihren Gläsern nach den Ankömml-
ingen ab.

Etwa um drei Uhr rief ein Matrose vom Top, ohne das
Glas von den Augen zu nehmen und ohne den Kopf zu senken:
in Nordnordwest siehe ein Punkt, etwa dreißig Grad über dem
Horizont. Einige Minuten später fanden ihn auch Pankhurst
und die andern.

Der Punkt vergrößerte sich zusehends und war nicht mehr
zu verlieren. Bald konnte man die Flügelflächen als feinen
kurzen Doppelstrich unterscheiden.

Die japanische Flagge stieg zur Begrüßung auf.

Das Flugzeug war deutlicher geworden und erschien viel
höher als in der Horizontferne. Daß zwei der Offiziere schon
die Motoren summen hören wollten, beruhte aber wohl auf
Täuschung.

Pankhurst hatte sein Glas wieder abgesetzt und gab noch einige Befehle für den Empfang des Prinzen Sutoku.

Da ließ sein Erster Offizier — der neben ihm stand und während der Aufträge des Kapitäns an verschiedene Untergebene weiter mit dem Glas beobachtete — einen leichten Schreckensruf hören, beruhigte aber, immer das Zeißglas am Auge, noch ehe der Kapitän fragen konnte: „Es scheint zum Glück nichts zu sein! Das Flugzeug lag, ohne eine Kurve zu fahren, einen Augenblick schief und sackte ein Stück weg. Er hat es wieder in der Gewalt.“

Von da ab blieben alle Fernrohre ohne Unterbrechung an den Himmel gerichtet und hatten den nun in allen Einzelheiten deutlich sichtbaren Doppeldecker in ihrem Sehkreis.

„Was ist? Er fliegt wieder unsicher“, flüsterte der Erste Offizier.

Der Kapitän griff mit der Rechten nach dem den Zeiß haltenden linken Arm seines Nachbarn: „Worn am Motor!“

„Es kann ein Zündungsfehler sein oder Öl. Das kommt vor.“

„Nein. Die Flamme ist zu groß!“

„Er stürzt!“ schrien fünf, zehn andere Stimmen zugleich.

Schon war eine Abteilung unter ihrem Führer dabei, ein Schnellmotorboot klarzumachen, eine andere, ein Wasserflugzeug in See zu bringen, dessen Propeller, kaum daß die Schwimmer die Fläche berührten, der Pilot anwarf.

Im Glasrund erschien der japanische Doppeldecker jetzt deutlich wie ein auf seine Beute aus großer Höhe niederstoßender Raubvogel oder auch — wie ein Mensch, der sich mit ausgebreiteten Armen in die Tiefe stürzt. Die Flamme, die eben noch wie eine Sonnenprotuberanz weit vorgeschossen war, sah kleiner geworden aus und hatte sich als ein glühender Rauch-

schopf über die obere Tragfläche gelegt; sie reichte nicht bis zum Schwanz des Apparates — ob ein Teil von ihr innen brennen mochte, war nicht zu erkennen.

Da der Japaner sehr hoch geflogen war, dauerte sein Sturz, der rasend sein mußte, so gemäßigt und genau verfolgbar er im Fernrohr auch war, mehrere Minuten. Gleich würde er aufs Meer aufschlagen. Das Hochausspritzen von Wasser und Schaum war erkennbar.

Das eben einsetzende, rasch zum vollen Wirbel anwachsende Surren des Wasserflugzeugs, das nicht viel später seinen Trommelschlag beginnende Hämmern des Schnellmotorbootes, gaben das Wenige an Trost und Hoffnung, das der Augenblick zuließ. Am meisten klammerte sich das Auge der Leute auf Deck an den niedrigen Geschwindflug, wie einer gestreckten Wildente, mit dem die davonjagenden Schwimmer des Eindeckers fast auf ihrem Spiegelbild blieben, das sie doch nicht berührten.

Das Wasserflugzeug vermochte den Ort genau zu bestimmen, an welchem der japanische Doppeldecker aufgetroffen sein mußte. Noch zogen die Ringe in jetzt freilich sehr weitem Kreise von der wieder spiegelnd glatten Einsturzstelle. Papiere, einige Holzstücke schwammen umher, die man auffischte. Ketten von Luftperlen, Luftbällen eher, kamen aus der Tiefennacht ins Durchsichtige herauf. Das war alles. Der Apparat war erstaunlich schnell gesunken, war durch die Gewalt des hohen Falls wie ins Wasser hineingeschossen worden. Der Gedanke, man könne noch einen der Insassen retten, wäre Narrheit gewesen.

Das amerikanische Wasserflugzeug und das Motorschnellboot lagen beide an dem von der spielenden Flut sofort geschlossenen Grabe, vielleicht schon auf ihm, nebeneinander still.

Die Besatzungen standen mit entblößten Köpfen, die nach unten sahen, wo immer wieder einzelne Luftblasen oder Ketten aufstiegen und, kaum sichtbar geworden, an der Spiegelfläche zergingen.

*

Die Nachforschung nach einem Briefe der amerikanischen Offiziere, den sie, dem Gerücht nach, einer Ordonnanz sollten zur Postbesorgung anbefohlen haben, blieb ergebnislos. Es wußte niemand davon. Es kam auch nirgends ein Brief von ihnen an.

Vielleicht stand mit dem Absturz Nishidas, des Prinzen Sutofu und der beiden Amerikaner noch ein anderes, bald darauf eingetretenes trauriges Ereignis in Zusammenhang: Takeda, der die „Kinshu-Maru“ auf der Unglücksfahrt befehligt hatte und für seine kluge Führung in der Gefahr sogar befördert worden war, gab sich selbst den Tod.

JAPANS GEISTIGE REVOLUTION

Von

Kakuzo Okakura

Die „Renaissance“ von 1868

Heute halten zwei gewaltige Ketten von Kräften den japanischen Geist in Bann. Drachengleich verstrickt in ihre eigenen Schlingen, drohen sie im Kampf um den alleinigen Besitz des Lebensschazes in einem schäumenden Meer von Unruhen zu versinken. Das eine Ideal, das asiatische, ist von erhabenen Visionen des ewigen Alls gesättigt und umfaßt das ganze Gebiet des Konkret-Individuellen, das andere, das Ideal der europäischen Wissenschaft und organisierten Kultur, ist mit einem Heer von Tatsachen gerüstet und vom Feuer des modernen Konkurrenzkampfes geschürt.

Vor anderthalb Jahrhunderten traten diese beiden miteinander ringenden Bewegungen fast gleichzeitig in Erscheinung. Die eine setzte mit dem Versuche ein, das Gefühl der Einheit in Japan wieder zu erwecken, das die Wellen der chinesischen und indischen Kultur, trotz ihrer Fülle an Kraft und Farbe, zu ersticken gedroht hatten.

Das Leben der japanischen Nation baut sich um den Kaisersthron auf, der im Schatten einer in ungetrübter Reinheit von Unbeginn datierenden, ruhmvollen und ununterbrochenen Erbfolge erstarrt ist. Unsere seltsame, abgeschlossene Lage jedoch und der dauernde Mangel an Verkehr mit der Außenwelt hatten uns jeder Möglichkeit der Selbstkritik beraubt. Auf politischem Gebiet war das geheiligte Ideal der organischen Einheit durch den Fujiwaraadel gleichsam verdunkelt

worden, und dieser mußte dann später der Militärdiktatur der Minamoto, Ashikaga und Tokugawa-Shōgune weichen.

*

Der hauptsächlichste Faktor, der bei unserer nationalen Wiegeburt mitwirkte, war die schwere Gefahr, mit der das wachsende Vordringen der europäischen Großmächte unsere Unabhängigkeit bedrohte. Dank den holländischen Kaufleuten, die uns von den Ereignissen der Außenwelt unterrichteten, hatten wir den gewaltigen Siegerarm erkannt, den Europa nach dem Osten ausstreckte.

Wir sahen Indien, das geweihte Land unserer heiligsten Erinnerungen, durch politische Apathie, Organisationsmangel und kleinliche Eifersucht seine Freiheit verlieren — eine traurige Lehre, die uns die Notwendigkeit der Einigung um jeden Preis deutlich vor Augen führte. Wir erlebten den Opiumkrieg in China und sahen die übrigen Völker des Ostens nacheinander besiegt von der geheimnisvollen Zaubermacht, die die „schwarzen Schiffe“ der Europäer über das Meer brachten: und das furchtbare Bild der tatarischen Armada tauchte vor uns auf. Frauen sanken betend auf die Knie, und Männer begannen die von dreihundertjährigem Rost knirschenden Schwerter zu poliren. Die bisher nur von der Musik des Friedens und der Liebe erklingenden wundervollen Tempelglocken wurden aus ihren ehrwürdigen Stühlen gerissen und zum Schutze der Küste zu Kanonen umgegossen. Glühend vor Vaterlandsliebe warfen die Frauen ihre Spiegel in den gleichen Schmelzöfen. Die mächtigen Männer am Steuer des Staatsschiffes jedoch wußten genau, welche Gefahren dem Lande drohten, wenn es unversehens oder ungerüstet in einen Krieg

gegen die westlichen Völker hineingerissen wurde. Sie machten es sich daher zur Pflicht, den wütenden Strom kriegerischer Begeisterung einzudämmen, gleichzeitig jedoch erschlossen sie das Land dem abendländischen Verkehr.

Der entscheidende Freiheitsimpuls ging von den Daimyōs (Lehnsherren) des Südens aus. In den von ihnen beherrschten Landstrichen konnte der neue revolutionäre Geist aufatmen. Hier stand auch die Wiege der gewaltigen Staatsmänner, die das neue Japan aufbauen sollten. Dort müssen die großen Geister von heute die Wurzeln ihres Stammes suchen. Aus diesen starken Geschlechtern gingen die Generale und Soldaten hervor, die das Shōgunat (Reichsverweseramte) stürzten. Darneben gebührt Ehre dem fürstlichen Hause Mito und dem Shōgun Echizen, die beide ihren alten Zwist begruben und ihre Kräfte vereinigten, um dem Lande zu einem raschen Frieden zu verhelfen. Dadurch gaben sie ein erhabenes Beispiel des Verzichtes, dem alle Samurai und Daimyōs sich anschlossen. Alle brachten ihre alten Vorrechte dem Throne zum Opfer und wurden als gemeine Bürger vor dem Gesetze gleich mit dem geringsten Bauern ihres Landes.

So erstrahlt die Restauration Japans, beginnend mit dem Jahre 1868, im Glanze glühendster Vaterlandsliebe. Sie ist eine gewaltige Wiedererweckung der japanischen Religion der Treue, deren Mittelpunkt die verklärte Gestalt des Mikado bildet. Das Unterrichtssystem der Tokugawa hatte es sowohl Mädchen wie Knaben ermöglicht, unter Anleitung des Dorfpriesters Lesen und Schreiben zu lernen, und diese Kunst überall verbreitet. Dadurch wurde der Grund zur allgemeinen Schulpflicht gelegt, die jetzt als eine der ersten Handlungen der neuen Regierung in Japan eingeführt wurde. Hoch und niedrig waren gleichermaßen erfüllt von mächtiger Energie und

jugendlichem Feuer, und selbst der ärmste Rekrut brannte darauf, gleich einem Samurai den Dpfertod zu erleiden.

Trotz politischer Händel — den natürlich:unnatürlichen Kindern der 1892 vom Monarchen großmütig dem Volk geschenkten Verfassung — genügt auch heute noch ein einziges Wort vom Throne her, um die heftigsten Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierungspartei und Opposition zum Schweigen zu bringen.

Der in den Schulen gelehrte Kodex der Moral, der den Grundstein der japanischen Ethik bildet, wurde gleichfalls durch ein kaiserliches Mandat festgelegt, da alle vorhergehenden Entwürfe die zu ihrer Annahme erforderliche allseitige Achtung nicht zu erringen vermochten.

Dazu kommt, daß sich die Wunder der modernen Wissenschaft im Laufe der letzten hundert Jahre vor den Augen der staunenden Studenten von Nagasaki, dem einzigen Hafen, der holländischen Kaufleuten offen stand, enthüllt hatten. Die aus diesen Quellen fließenden Kenntnisse der Geographie hatten der japanischen Jugend neue Welten erschlossen. Unter anfänglich größten Schwierigkeiten wurde das Studium der europäischen Medizin und der Botanik betrieben. Auch die Samurai eigneten sich unter Lebensgefahr die Methoden der europäischen Kriegsführung an, denn die Shōgunen betrachteten ihre Lernbegier als einen unmittelbaren Versuch, ihre Oberhoheit zu stürzen. Herzerreißend ist die Geschichte dieser Pioniere der abendländischen Wissenschaft. In tiefster Heimlichkeit machten sie sich daran, das holländische Wörterbuch zu entziffern, ähnlich wie seinerzeit die europäischen Archäologen mit Hilfe des Steins von Rosette die Geheimnisse einer alten Zivilisation entwirrten.

Der mit der furchtbaren Mekelei der christlichen Bevölkerung

von Shimabara endigende Vorstoß der Jesuiten im siebzehnten Jahrhundert hatte das Verbot, Schiffe über eine bestimmte Tonnage hinaus zu bauen, zur Folge gehabt und jeden, der ohne offizielle Erlaubnis Handel mit den Ausländern trieb, mit dem Tode bedroht. Eine gleichsam eiserne Mauer trennte uns daher von der abendländischen Welt, so daß der abenteuerlustige Jüngling, der auf den in spärlichen Zwischenräumen an unserer Küste anlegenden Schiffen eine Überfahrt nach Europa suchte, von wirklichem Heldenmut und großer Opferfreudigkeit beseelt sein mußte.

Allein der Wissensdurst des neuen Japans war unauslöschlich, und die Notwendigkeit, sich auf den kommenden Bürgerkrieg zwischen den Shōgunen und den Daimyōs des Südens vorzubereiten, bot überdies dem ehrgeizigen Frankreich, das den Machterweiterungsgelüsten Englands in Asien Einhalt gebieten wollte, eine willkommene Gelegenheit, französische Instruktionsoffiziere zu uns hinüber zu senden.

Endlich öffnete das Erscheinen des amerikanischen Kommodore Perry (1853) die Schleusen abendländischen Wissens und der Strom brach mit solcher Gewalt über Japan herein, daß er die Marksteine seiner Geschichte hinwegzuschwemmen drohte. Nun war die Zeit gekommen, da Japan im Eifer des verjüngten Nationalgefühls das Kleid seiner uralten Vergangenheit gegen ein neues Kleid einzutauschen strebte. Den Baumeistern des modernen Japans erschien es oberste Pflicht, die Fesseln chinesischer und indischer Kultur zu sprengen, die ihr Vaterland an die Mâyâ des Orientalismus ketteten, und die für die nationale Unabhängigkeit eine schwere Gefahr bedeuteten. Nicht nur im Rüstungswesen, in Industrie und Wissenschaft, auch in der Philosophie und Religion jagten sie jetzt abendländischen Idealen nach, und ihren kindlich-uner-

fahrenen Augen, die Licht und Schatten noch nicht zu unterscheiden gelernt hatten, erstrahlten sie in wunderbarem Glanze. Das Christentum wurde mit der gleichen Begeisterung begrüßt wie die Dampfmaschine; die westliche Tracht nicht minder bereitwillig akzeptiert als das Maschinengewehr. Politische Theorien und soziale Reformen, die im Lande ihrer Entstehung längst überholt waren, wurden mit der gleichen kindlichen Freude am Neuen willkommen geheißen wie die ältesten Ladenhüter von Manchester.

Große Staatsmänner wie Iwakura und Okubo erhoben denn auch sehr bald Protest gegen die weitgehende Verheerung der alten Bräuche und Sitten, die durch diese Vergötterung europäischer Institutionen im Lande angerichtet wurde. Allein sie selbst hielten kein Opfer für zu groß, wenn es galt, das Volk für den Kampf zu rüsten. So nimmt denn das moderne Japan eine einzigartige Stellung in der Geschichte ein, da es eine Aufgabe glücklich gelöst hat, die sich bestenfalls nur mit den Problemen vergleichen läßt, welche sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der europäischen Renaissance, dem tatkräftigen Geiste der Italiener darboten.

Der wilde Strudel des Individualismus kannte kein anderes Gesetz als den eigenen stürmischen Willen, brüllte auf im Totekampf der Selbstvernichtung, peitschte sich zu einem wütenden Willkommen fremdländischer Politik und Religion auf und drohte, das ganze Volk in den tochenden Wirbel des Abgrunds zu reißen, hätte nicht der erzene Fels unerschütterlicher Treue seinem Toben Einhalt geboten.

Der seltsamen Zähigkeit dieser im Schatten uralter, unterbrochener Souveränität aufgewachsenen Rasse ist es zu verdanken, daß Japan bis auf den heutigen Tag unberührt geblieben ist, trotz dieses unaßlich plötzlichen Ansturms west-

licher Ideen. „Sei dir selber treu!“ so lautet der kategorische Imperativ, mit welchem das japanische Volk von seinen Vätern erzogen worden ist, und dank ihr ist das Land treu geblieben, trotz des modernen Gewandes, das das Leben von heute ihm aufgezwungen hat. Dem natürlichen Eklektizismus der orientalischen Kultur verdankt das japanische Volk die Reife seines Urteils, die es befähigt, aus den verschiedensten Quellen die Elemente europäischer Zivilisation zu schöpfen und sich anzueignen, deren es zu seiner Weiterentwicklung bedarf. Der chinesische Krieg 1894/95 hat unsere Vorherrschaft in den asiatischen Gewässern begründet und unsere Verbindung mit China gefestigt. Er war die natürliche Frucht jenes gesteigerten Nationalgefühls, das seit anderthalb Jahrhunderten zum Durchbruch zu gelangen strebte und mit außerordentlichem Scharfblick in allen seinen Richtlinien von den älteren Staatsmännern der Epoche vorausgesehen worden war.

Nunmehr stellte es uns vor die gewaltigen Probleme und Verantwortlichkeiten einer jungen asiatischen Großmacht. Unsere Aufgabe bestand nicht nur darin, uns zu den Idealen unserer eigenen Vergangenheit zurückzufinden, sondern auch das schlummernde Einheitsgefühl Alt-Asiens zum Leben zu erwecken. Die beklagenswerten Probleme der abendländischen Gesellschaft waren der Anlaß, daß wir in der indischen Philosophie und chinesischen Ethik nach einer reineren Lösung suchten. Ja, gerade der neuerdings in der europäischen Philosophie sich bemerkbar machende Drang nach Osten war die Ursache, daß wir zu der zarteren, höheren Lebensauffassung dieser alten Völker zurückkehrten, kraft deren sie sich aus der Nacht materiellen Vergessens zu den Sternen erhoben hatten.

Ausblick in die Zukunft

Das schlichtere Leben Asiens braucht sich des krassen Gegensatzes mit dem Leben Europas, wo Dampf und Elektrizität herrschen, nicht zu schämen. Die alte Zeit des Handels, der ländlichen Märkte und Dorfheiligenfeste, die Welt, in der kleine, mit den Produkten des Landes beladene Schiffe die großen Ströme befuhren, in der jeder Palast seinen Binnenhof besaß, wo wandernde Kaufleute schönen Frauen hinter Gitterfenstern Stoffe und Juwelen feilboten, ist nicht tot. Und unermesslich wäre in Wahrheit der Verlust, wenn der Geist Asiens unterginge. Mögen die äußeren Formen sich wandeln; er ist seit Anbeginn zum Hüter eines uralten Schatzes künstlerischer und gewerblicher Kultur bestellt. Mit ihm würde nicht nur der Sinn für das Schöne, sondern auch die Individualität des Handwerks, nicht nur die Freude an der Arbeit, sondern auch ihre jahrtausendalte Humanisierung verloren gehen. Denn sich in ein Gewand kleiden, das man selber gewirkt, heißt, sich die Behausung schaffen, in der man wohnt, die Welt, in der der Geist sich heimisch fühlt.

Noch schwelgt Asien nicht in den wilden Freuden zeitverschlingender Verkehrsmittel, es kennt noch die weit tiefere Reisekultur des Pilgers und Wandermönches. Der indische Asket, der sich von den Hausfrauen des Dorfes sein Brot erbettelt oder sich in der Abendkühle unter irgendeinem Baum am Wege rauchend und schwatzend mit den Bauern unterhält, versteht in Wahrheit zu reisen. Er sieht in einer Gegend nicht nur ihre landschaftlichen Reize; für ihn stellt sie einen Komplex von Gewohnheiten und Beziehungen, von Individuen und Gebräuchen, den Schauplatz freundschaftlicher Gefühle und Erinnerungen an die Menschen dar, die, wenn auch nur auf

einen flüchtigen Augenblick, die Freuden und Leiden seiner Erlebnisse geteilt haben. Der bäuerische Reisende Japans wiederum pflegt sich von keinem Ort des Interesses auf seiner Wanderschaft zu trennen, ohne vorerst sein „Hokku“ oder kurzes Sonett zu hinterlassen, ein kunstloses Gedicht, das dem künstlerischen Verstande auch des Einfältigsten offen steht. Dank diesen empirischen Methoden ist der orientalische Begriff vom Wesen der Persönlichkeit herangereift, unter dem das lebendige und abgeklärte Wissen, das harmonische Denken und Fühlen eines in sich gefestigten und gütigen Menschen zu verstehen ist. Durch diese Art Verkehr von Mensch zu Mensch, die im Gegensatz zu den gedruckten Mitteilungen Europas als das wahre Mittel zur Pflege der Kultur gilt, wird der Gedankenaustausch im Orient aufrecht erhalten.

Die Kette der Antithesen ließe sich noch bis in die Unendlichkeit verlängern. Der Ruhm Asiens beruht jedoch auf positiveren Werten. Er gründet sich auf den Frieden, der im Herzen eines jeden seiner Bewohner schlummert; auf die Harmonie, die Kaiser und Bauer eins macht; auf das göttlich-intuitive Gefühl der Zusammengehörigkeit, dessen natürliche Frucht Mitleid und Höflichkeit sind. Das gleiche Gefühl trieb Takakura, den Kaiser von Japan, in einer Winternacht dazu, seine Schlafgewänder abzulegen, weil der Frost schwer auf den Hütten der Armen ruhte. Dank ihm enthielt sich T'ai-sung aus der Tang-Dynastie freiwillig der Nahrung zu einer Zeit, da sein Volk von Hungersnot heimgesucht war. Aus dem gleichen Gefühl ist der Entsagungsraum der Bodhisattvas geboren, die auf Nirvāna verzichten, bis nicht das letzte Körnchen Welkenstaub zur Seeligkeit eingegangen ist. Dies Gefühl hat auch die Liebe zur Freiheit erzeugt, die selbst die Armut noch mit dem Strahlenkranz der Größe umkleidet,

und die einfach strenge Tracht der indischen Prinzen geschaffen. Endlich hatte dieses Gefühl in China einen Thron errichtet, dessen Inhaber allein von allen großen weltlichen Fürsten dieser Erde niemals ein Schwert trug.

Diese Dinge bilden zusammen die treibende Kraft, die dem Denken und Wissen, Dichten und Schaffen Asiens zugrunde liegt. Indien hätte sich, seiner Tradition und Religion beraubt, die die Wurzel seiner Eigenart sind, längst dem Kultus des Kleinlichen, Vergänglichen und Neuen zugewandt; und China würde sich im Todeskrampf seiner einstigen sittlichen Größe winden, die auch heute noch dem Wort seiner Kaufleute den bindenden Wert eines gesetzlichen europäischen Vertrages verleiht und den chinesischen Bauern zu einem Ebenbild des Wohlstands macht, wäre es auf einen Kampf mit den Problemen einer materiellen Zivilisation zurückgeworfen worden, statt mit ethischen Fragen zu ringen. Japan endlich, das Vaterland der Klasse Amas, würde seinen vollständigen Ruin besiegeln, wenn es den reinen Spiegel seiner Erkenntnis trüben und den Stahl der Schwertseele in gemeines Blei verwandeln wollte. Heute besteht die Aufgabe Asiens darin, asiatische Gesittung zu pflegen und zu entwickeln. Um dies zu erreichen, gilt es vorerst, diese Gesittung zu erkennen und zu entwickeln. Denn die Schatten der Vergangenheit sind auch die Verheißungen der Zukunft. Die Kraft des Baumes ist nicht größer als die seines Samens. Das Leben stellt stets eine Rückkehr zu seinem Ausgangspunkte dar. Wie viele Evangelisten haben diese Wahrheit ausgesprochen! „Erkenne dich selbst!“ so lautete der Ausspruch des Delphischen Orakels. „Alles in dir selbst“, spricht die ruhige Stimme des Konfuzius.

Dieser Selbsterkenntnis verdankt Japan gleichsam seine Wiedergeburt. Durch sie vermochte es dem Sturme zu trotzen,

der einen so großen Teil der orientalischen Welt in den Abgrund setzte. Und allein durch die Wiedererweckung dieses gleichen Bewußtseins wird Asien sich zu seiner einstigen Kraft und Größe durchzurufen vermögen. Die Zeit ist förmlich verwirrt durch die unendliche Fülle der Möglichkeiten, die sich ihr erschließen. Auch Japan ist heute außerstande, aus dem viel verschlungenen Knäuel der Meijirestauration den Faden herauszulösen, der es in die Zukunft hinübergeleiten soll. Seine Vergangenheit ist durchsichtig klar wie ein kristallener Rosenkranz. In den alten Tagen der Asukazeit ward das Schicksal des Landes entschieden und Japan, kraft des Genies seiner Yamatobevölkerung, zur Empfängerin und Sammlerin indischer Ideale und chinesischer Ethik bestimmt. Dann folgten die Übergangszeiten von Nara und Heian, bis ungeheure Volkskräfte sich in dem Begeisterungstaukel der Fujiwara und seiner heroischen Reaktion zur Kamakurazeit auflösten und in der strengen Hingebung und hoheitsvollen Entscheidung der Ashikagaritter gipfelten. Durch alle diese Entwicklungsstufen ist das japanische Volk, einer geschlossenen Persönlichkeit klar und deutlich vergleichbar, hindurchgeschritten. Selbst die Toyotomi- und Tokugawazeiten stellen sich als eine Ruhepause dar, mit der wir nach Art orientalischer Völker den Rhythmus unserer Aktivität beschließen. In ihr konnte sich die Demokratisierung unserer Ideale vollziehen, und in der That machen sich die niedrigeren Volksklassen während dieser Zeit trotz scheinbarer Trägheit und äußeren Stumpf sinns die Weihe des Samurais, die Schwermut des Poeten und die göttliche Selbstaufopferung der Heiligen zu eigen, um dann das freie Erbe ihrer Nationalität anzutreten.

Jedoch die große Masse abendländischen Wissens bringt uns in Verwirrung. „Der Spiegel von Yamato ist von

Wolken getrübt", um in unserer Sprache zu reden. Wohl hat die Revolution Japan den Weg zur Vergangenheit gewiesen, allein wie alle echten Restaurationen stellt diese Bewegung eine Reaktion dar, die sich in einem Punkte von früheren Zeiten unterscheidet. In der Ashitagaperiode hatte sich die Kunst aus eigenem Antriebe ganz der Natur geweiht; heute hat sie sich in den Dienst der Rasse, des Menschen gestellt. Wir haben instinktiv erkannt, daß in unserer Geschichte auch der Schlüssel zu unserer Zukunft liegt, und suchen ihn mit blinder Inbrunst tastend zu erfassen. Ist dieser Gedanke wahr, liegt in unserer Vergangenheit wirklich ein neuer Frühling begraben, so müssen wir auch erkennen, daß es zu seiner Erweckung einer mächtigen, hilfreichen Hand bedarf; denn die sengende Dürre moderner Unkultur droht, das Leben wie die Kunst unfruchtbar zu machen.

Wir warten auf das funkelnde Schwert, das wie ein Blitz die Finsternis zerspalten wird. Die furchtbar brütende Stille muß gebrochen werden; mit verjüngender Kraft müssen sich die Regentropfen auf die Erde niedersinken, ehe ein neuer Blütenstolz sie bedecken kann. Die große Stimme jedoch, die dieses Wunder heraufbeschwören soll, muß aus Asien selbst ertönen und von den uralten Heerstraßen, die das Volk gewandert ist, zu uns herüberbringen.

Sieg von innen oder ein gewaltiger Tod von außen!

WISSENSCHAFTLICHE KURZBERICHTE

Von
Alwin Dreßler

Ein roter Zwergstern entdeckt

Im Sternbild des Kleinen Hundes ist ein roter Zwergstern entdeckt worden, der ein sehr naher Nachbar der Sonne ist und sich durch starke Eigenbewegung auszeichnet. Seine Entfernung wird immerhin auf acht Lichtjahre geschätzt, also auf die gleiche Sonnennähe wie die des Sirius. Photographische Aufnahmen dieses neuentdeckten Sonnennachbars sind zuerst von der Harvard-Sternwarte angefertigt worden. Wie es heißt, soll dieser Stern bereits eine absterbende, greisenhafte Sonne sein.

Die Mondberge bestehen aus Vulkanasche

Durch Temperaturmessungen während der Mondfinsternisse konnte ermittelt werden, daß die Oberfläche des Mondes nicht aus felsartigem hartem Gestein besteht, sondern aus porösem Material, ähnlich der Vulkanasche. Man hat die Zeit der Abkühlung des Mondes bei seiner Beschattung genau gemessen und dabei festgestellt, daß die Zeit, in welcher der Wärmeverlust vor sich ging, genau dem Zeitabschnitt entspricht, in welchem Bimsstein beziehungsweise poröses Gestein vulkanischen Ursprungs auf der Erde erkaltet. Diese Versuche bestätigten die Annahme, daß wir es bei den Mondkratern tatsächlich mit Vulkanen zu tun haben. Die Messungen eines ganzen Gürtels längs des Mondäquators ergaben Werte bis zu 134 Grad Hitze, dagegen hatte ein von der Sonne nicht beschienener

Mondteil eine Temperatur von 150 Grad Kälte! Diese ungeheuren Temperaturunterschiede und Schwankungen sprechen dafür, daß die Mondoberfläche aus porösem, himsartigem Gestein gebildet wird, wie es an vielen vulkanischen Orten der Erde zu finden ist.

Die Kraftleistung der Sonnenenergie

Seit Millionen von Jahren strahlt die Sonne gewaltige Energiemengen aus, ohne sich bis heute erschöpft zu haben. Nach heutiger Ansicht wird der Verlust der Sonnenenergie durch den Zerfall der Materie ersetzt, wobei jedes Gramm eine Wärmemenge von 20 Milliarden Kilokalorien abgibt. — In jeder Sekunde strahlt die Sonne so viel Wärme aus, daß damit das Wasser von 25 Bodenseen augenblicklich zum Sieden gebracht werden könnte. Die Sonnenstrahlen, die unsere Erde sekundlich treffen, kommen 3800 Milliarden Pferdestärken gleich, und nur ein geringer Bruchteil dieser Ausstrahlung würde genügen, den Energiebedarf der gesamten Menschheit zu decken, wenn wir uns die Kraftleistung der Sonnenenergie nutzbar machen könnten.

Je höher — desto wärmer!

Die Erforschung der höheren Luftschichten führte zu merkwürdigen Ergebnissen, nachdem man glaubte, daß die Temperatur mit zunehmender Höhe sinken würde. Aber das Gegenteil ist der Fall. In etwa 10 Kilometer Höhe beträgt die Durchschnittstemperatur — 50 Grad, aber darüber hinaus beginnt sie wieder langsam anzusteigen. Schon bei 17 Kilometer Höhe wurde die Gondel des Piccardschen Ballons fast bis zur Un-erträglichkeit erwärmt. Weitere Ermittlungen ergaben, daß in 50 Kilometer Lufthöhe eine Temperatur herrscht, die sogar für die Erde ungewöhnlich warm ist, nämlich plus 37 Grad.

In noch größeren Höhen sollen Temperaturen herrschen, wie sie auf der Erde selbst in den heißesten Sommern nicht vorkommen. Man sucht diese Tatsache damit zu erklären, daß die Strahlungskraft der Sonne in der Stratosphäre auf die dort vorhandenen Gase intensiver einwirkt und daß chemische Umsetzungen infolge Sonneneinwirkung sowie die Einstrahlung aus dem Weltraum den Wärmeanstieg begünstigen.

Das Rätsel des Radio-Echos

Das langandauernde Echo, das in einem Zeitabstande von einer Sekunde gehört werden kann, nachdem das Radiosignal gesandt wurde, hat Veranlassung zu verschiedenen Erklärungsversuchen gegeben. Da die Radiowellen bekanntlich in einer Sekunde siebenmal den Weg um die Erde zurücklegen, müßte das Echo eines Radiosignals bereits nach einer Siebentelsekunde bei einmaliger Umkreisung, oder nach zwei Siebenteln bei zweimaliger Umkreisung zu hören sein. Hier handelt es sich aber um eine Verzögerung von einer Sekunde. Man nimmt daher an, daß dieses Echo eine Rückstrahlung der Radiowellen von einer Ansammlung feinsten Stoffteilchen weit außerhalb der Erdatmosphäre ist. Nach einer andern Erklärung ist dieses Sekundenecho eine verzögerte Rückstrahlung von der Heavyside-Schicht unserer Atmosphäre, die wie ein elektrischer Gürtel den Erdball in großer Höhe umschließt.

Bakterien, die viele hundert Millionen Jahre alt sind

Man hat Bakterien in Gesteinen gefunden, deren Alter auf Hunderte von Millionen Jahren geschätzt wird. Diese Bakterien sind bei stärkster Vergrößerung sichtbar. Sie befinden sich auch in der Steinkohle, in welcher sie sich an einem biochemischen Prozeß beteiligen. Diese Steinkohlenbakterien

sind größtenteils eiförmig, einige Arten haben eine gestreckte Form. Auf geeignetem Nährboden vermehren sie sich ganz rapid, obwohl sie Jahrmillionen kilometertief unter der Erde verbracht haben. Die größeren Steinkohlenbakterien sind leuchtend und strahlen in prächtigen Farben.

Menschen mit Röntgenaugen

In der Augenklinik der Medizinischen Fakultät in London wurde eine junge Frau untersucht, die befähigt ist, durch Tiere und Pflanzen hindurchzusehen und ihren funktionellen Organismus genau zu beschreiben. Physiker und Ärzte stehen hier vor einem Rätsel. Es hat aber schon einmal einen Mann gegeben, den Spanier Argamasilla de la Cerda, der durch Steine und Metalle hindurchzublicken vermochte.

Schlechte Luft — die Krankheit unserer Zeit

Nach genauen Ermittlungen rieseln täglich 1000 Tonnen Flugasche auf Groß-Berlin nieder, das heißt, 50 große Güterwagen mit insgesamt 20 000 Zentner Ladegewicht könnten täglich mit diesem feinen Staube gefüllt werden, der aus den Kohlenfeuerungen der Fabriken und Haushaltungen ausgeschleudert wird und als feiner Aschenregen niederfällt. Man hat berechnet, daß in Berlin 120 Millionen Kubikmeter Abgase dem Auspuff der Automobile entweichen. Diese Gase enthalten Kohlenoxyde, Benzin- und Öldämpfe, die dem menschlichen Organismus schädlich sind.

Blinddarmentzündung — ein Fernleiden des Mundes

Der Bakteriologe Professor Eins konnte feststellen, daß Blinddarmentzündungen meist ein Fernleiden des Mundes

seien. Offenbar siedeln sich die Mikroben zuerst im Zahnfleisch an und gelangen dann auf dem Blutwege in den Wurmfortsatz, wo sie die Blinddarmentzündung hervorrufen.

Da würde Herodot staunen!

Der französische Ingenieur Ch. Lavallier gab einen anschaulichen Vergleich über die Leistungen moderner Technik gegenüber denjenigen des Altertums. Wir wissen aus den Berichten Herodots, daß die berühmte Cheopspyramide von hunderttausend Sklaven innerhalb von zwanzig Jahren gebaut wurde. Lavallier berechnete, daß unter entsprechender Anwendung aller neuzeitlichen Hilfsmittel fünfhundert Arbeiter heute in der Lage wären, den gleichen Bau in weniger mehr als neun Monaten fertigzustellen.

Der fliegende Sand Australiens

Von den über Inneraustralien wehenden Stürmen werden jährlich viele hunderttausende Tonnen Sand hinweggeführt und weit über die Küsten in die Meere bis nach Holländisch-Indien hinweggetragen. Dieser ungemein feinkörnige rötliche Wüstensand erreicht bei starken Stürmen eine Höhe bis zu 7000 Meter, von wo er als Flugsand seinen Weg über die Südsee nimmt und die ganze Vegetation der Inseln mit einer dichten Staubecke überzieht. Allein auf Neuseeland schätzt man die Menge des jährlich abgelagerten Flugandes auf rund 50 000 Tonnen, was der Vegetation sehr abträglich ist. Im Hinblick auf diese ungeheuren Sandverwehungen spricht man in Fachkreisen von einem „allmählichen Davonfliegen Australiens“.

Vierzehn Billionen Tonnen Salz im Meerwasser

Der Salzgehalt des Meerwassers beträgt fast 3 Prozent, das heißt, in 1 Liter Meerwasser sind etwa 30 Gramm Salz enthalten. Bei dem gesamten Wasserbestand der Meere ergibt das eine Menge von rund 14 Millionen Tonnen Salz. Eine Meeresfläche von nur 1 Quadratkilometer und 200 Meter Tiefe enthält bereits 6 Millionen Tonnen Salz. Rechnet man für einen Güterwagen 10 Tonnen und für einen Güterzug 50 Wagen, so würde schon dieses kleine Stück mehr 12 000 Güterzüge Salz liefern. Wenn alle Meere der Erde austrocknen, dann bleibt bei gleichmäßiger Verteilung des Salzes auf dem Meeresboden eine Salzschrift von 60 Meter Höhe zurück. Diese Salzmenge über das Festland gleichmäßig verteilt, würde die Kontinente mit einer Salzdecke von 150 Meter Dicke überdecken.

Das Land der hundertjährigen Menschen

Nach neueren Forschungsergebnissen einer anthropologischen Kommission der Sowjets leben die ältesten Menschen in der Gegend um den Kaukasus. Der Stamm der Abchassen, der am Südbang des Kaukasusgebirges lebt, ist als die langlebige Rasse der Welt zu betrachten. Der älteste Abchase, der aus dem Dorfe Kindigi stammt, zählte bei seiner Entdeckung nachweislich 152 Jahre, sein Erstgeborener ist bereits ein Greis von weit über 100 Jahren. Der Zweitälteste dieses Stammes, aus der Ortschaft Gali, war bereits 131 Jahre alt. Andere Stammesgenossen dieser Gegend sind auch weit über 100 Jahre alt und erfreuen sich alle noch geistiger und körperlicher Frische. Das milde Klima, das in der dortigen Gegend das ganze Jahr hindurch herrscht, vor allem aber die Lebensführung der Abchassen, dürfte für ihre Langlebigkeit ausschlaggebend sein.

*

Kurznotizen

In jeder Stunde pumpt das Herz des Menschen das Blut mit einem Kraftaufwand durch den Körper, der ausreichen würde, ihn selbst drei Stockwerke hoch zu heben.

*

Die Wasserströme, die sich in den Saftbahnen der Bäume fortbewegen, können eine Geschwindigkeit von mehreren Metern in einer Stunde erreichen.

*

Der Hauptanlaß zur Bildung der Ringe unter den Augen ist der Füllungsgrad der Arterien und Venenneße der Augenhöhle, der abhängig ist von Funktionen des Nervensystems. Letzten Endes sind sie also eine Folge veränderter Blutverteilung.

*

Die Sterblichkeit bei akuter Blinddarmentzündung ist wegen der heute fast gefahrlosen Operation ganz erheblich gesunken. Auf ein- bis zweihundert Erkrankungen entfällt nur ein Todesfall.

*

Heringe enthalten reichlich das Vitamin A, das in frischem Gemüse vorkommt. Es ist bei den Heringen an den Kogen und die Milch gebunden. Besonders vitaminreich sind die geschlechtsreifen Weibchen. Durch das Räuchern werden die Vitamine nicht abgebaut. Heringe und Bücklinge sind demnach das billigste und gesündeste Nahrungsmittel.

*

Als das wertvollste Nahrungsmittel ist die Butter anzusprechen, denn 95 Prozent ihrer Bestandteile werden bei ihrem Genuß von dem menschlichen Organismus verdaut und kommen ihm unmittelbar zugute.

*

Im Münsterland in Westfalen wird heute noch darauf geachtet, daß man Feldsalat wie auch Spinat, der gegen Schluß des Jahres zur Verwendung kommen soll, so ausät, daß der Same im Laufe des Monats bei abnehmendem Mond in die Erde kommt. Nur auf diese Weise soll es gelingen, die Pflanzen bis zum Verbrauch so zu ziehen, daß sie nicht mehr in den Samen kommen.

*

Das deutsche Volk braucht jährlich insgesamt 2,5 Millionen Ballen Kaffee und steht damit unter allen Staaten der Erde an dritter Stelle. Rechnet man aber den Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung, so steht Deutschland erst an zehnter Stelle. An der Spitze stehen alle nordischen Länder, bei denen man den Kaffee als das Nationalgetränk bezeichnen kann.

*

Im Jahre 1935 wurden in Deutschland 60 000 Erfindungen zum Patent angemeldet. Amerika steht an der Spitze aller Länder mit 72 000 Anmeldungen. Bedenkt man aber, daß die Bevölkerung Amerikas fast doppelt so groß ist, so zeigt sich, daß Deutschland im Verhältnis eine weitaus größere Zahl erfinderischer Köpfe hat.



INHALTSVERZEICHNIS

O Joni San	3
Novelle von Alma M. Karlin	
Die Minamotos	21
Novelle von Hanns Maria Lur	
Japanisches Tagebuch	42
Von Hannes Schneider	
Bilderteil I	65
Das alte Japan	
Den Nachtregen regnen hören in Karasaki	81
Novelle von Max Dauthendeny	
Japanische Lyrik	107
Der Spiegel von Yowskuski	109
Japanische Sage	
Der heilige Berg	112
Japanisches Lobgedicht	
Bilderteil II	113
Japan, Volk und Land	
Japan	129
Trusts, Arbeiter, Bauern, Soldaten. Von Anton Zischka	
Die Pflicht	146
Novelle von Wilhelm von Scholz	
Japans geistige Revolution	171
Von Rakuzo Okakura	
Wissenschaftliche Kurzberichte	184
Von Alwin Dressler	
Umschlagbild:	
Schlußblatt eines Romans von Nyutei Tanehiko. (Illustriert von Toyokumi, 1821.)	

Quellenachweis

Für die Gestaltung unseres Bandes „Japan, Volk, Land und Kultur“ wurde das Recht zum Abdruck von folgenden Verlagen erworben:

Vom Heydebrand Verlag, Breslau :

Alma M. Karlin, „O Joni San“.

Vom Tyrolia-Verlag, Innsbruck :

Hannes Schneider, „Japanisches Tagebuch“ aus seinem Buch „Auf Schi in Japan“.

Vom Verlag Albert Langen, Georg Müller, München :

Max Dauthendey, „Den Nachtregen regnen hören in Karasaki“ aus seinem Novellenband „Die acht Gesichter am Biwasee“.

Vom Paul List-Verlag, Leipzig :

Wilhelm von Scholz, „Die Pflicht“.

Vom Wilhelm Goldmann-Verlag, Leipzig :

Anton Zischka, Abschnitte aus dem Buch „Japan in der Welt“.

Vom Insel-Verlag zu Leipzig :

Kakuzo Okakura, „Die geistige Revolution Japans“ aus dem Buch „Die Ideale des Ostens“.

*

Nachtrag für den Band „Künstler und Frauen“ :

Friedrich R. Lehmann, „Die flämische Venus“ aus dem Buch „Rubens“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart).

Friedrich Deml, „Kleist in Würzburg“ aus dem Novellenband „Das irdische Abenteuer“ (Herder Verlag, Freiburg i. Br.).

Hauptschriftleiter: Hans Ludwig Defser, Söcking über Starnberg, Oberbayern, verantwortlich für Text und Bild / In Osterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Nachdruck verboten / Alle Rechte vorbehalten / Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Söcking über Starnberg, Oberbayern / Für unerlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Porto für Rücksendungen ist beizufügen / Verlag: Deutsche Verlags-Expedition Adermann, von Holzbrinck und Schöffler Stuttgart / Druck: Union Druckerei G. m. b. H. Stuttgart

Ausgabe B mit Versicherung Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr

Zu beziehen vom Verlag durch die Post und durch alle Buch- und
Zeitschriftenhandlungen

“
:

if

is

h

l

apern,
aktion
/ Alle
ef der
ir un-
gen ist
f und
et

ibe

Quellenachweis

Für die Gestaltung unseres Bandes „Japan, Volk, Land und Kultur“ wurde das Recht zum Abdruck von folgenden Verlagen erworben:

Vom Heydebrand Verlag, Breslau:

Alma M. Karlin, „O Joni San“.

Vom Tyrolia-Verlag, Innsbruck:

Hannes Schneider, „Japanisches Tagebuch“ aus seinem Buch „Auf Schi in Japan“.

Vom Verlag Albert Langen, Georg Müller, München:

Max Dauthendey, „Den Nachtregen regnen hören in Karasaki“ aus seinem Novellenband „Die acht Gesichter am Biwasee“.

Vom Paul List-Verlag, Leipzig:

Wilhelm von Scholz, „Die Pflicht“.

Vom Wilhelm Goldmann-Verlag, Leipzig:

Anton Zischka, Abschnitte aus dem Buch „Japan in der Welt“.

Vom Insel-Verlag zu Leipzig:

Kakuzo Okakura, „Die geistige Revolution Japans“ aus dem Buch „Die Ideale des Ostens“.

*

Nachtrag für den Band „Künstler und Frauen“:

Friedrich R. Lehmann, „Die flämische Venus“ aus dem Buch „Rubens“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart).

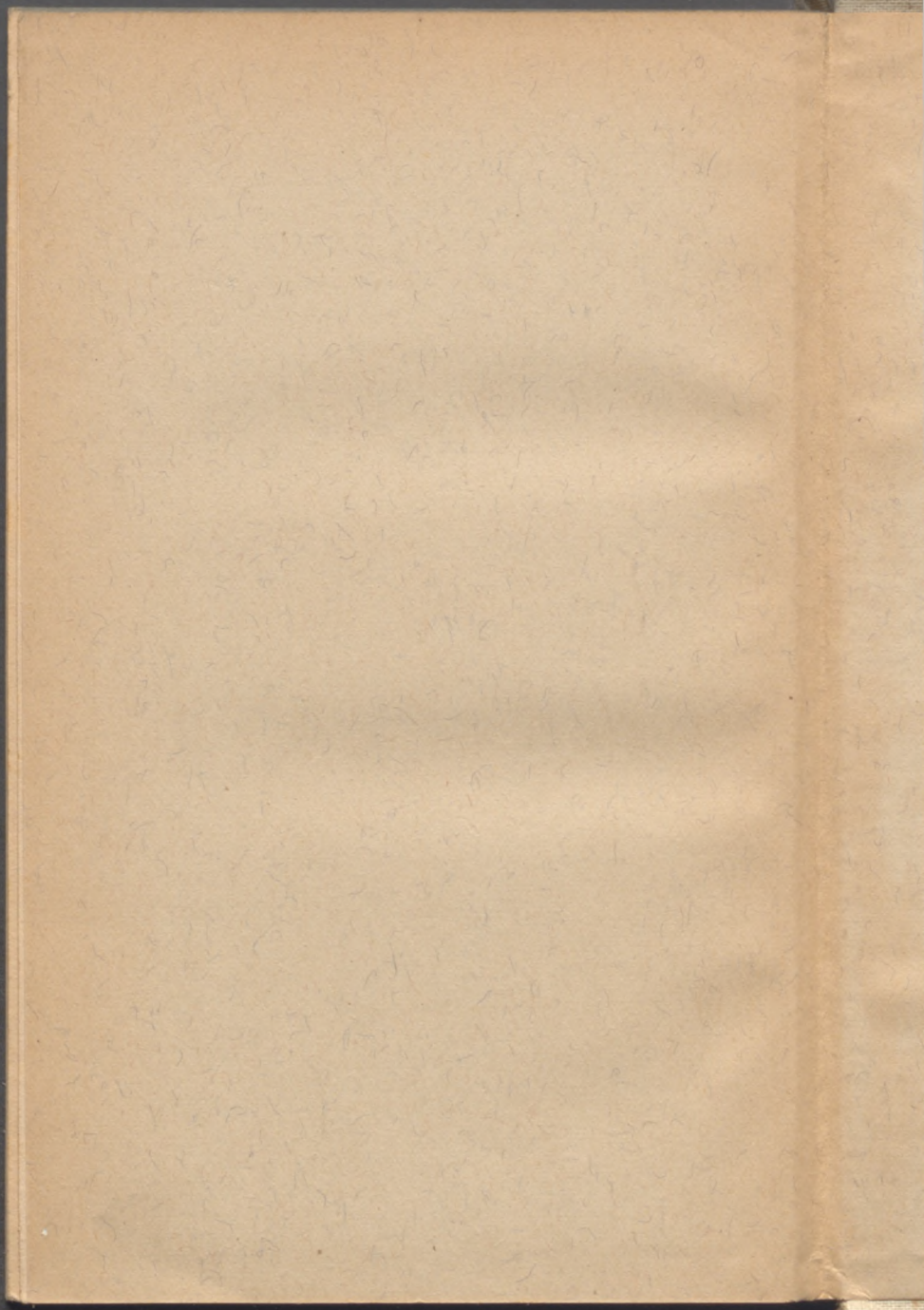
Friedrich Deml, „Kleist in Würzburg“ aus dem Novellenband „Das irdische Abenteuer“ (Herder Verlag, Freiburg i. Br.).

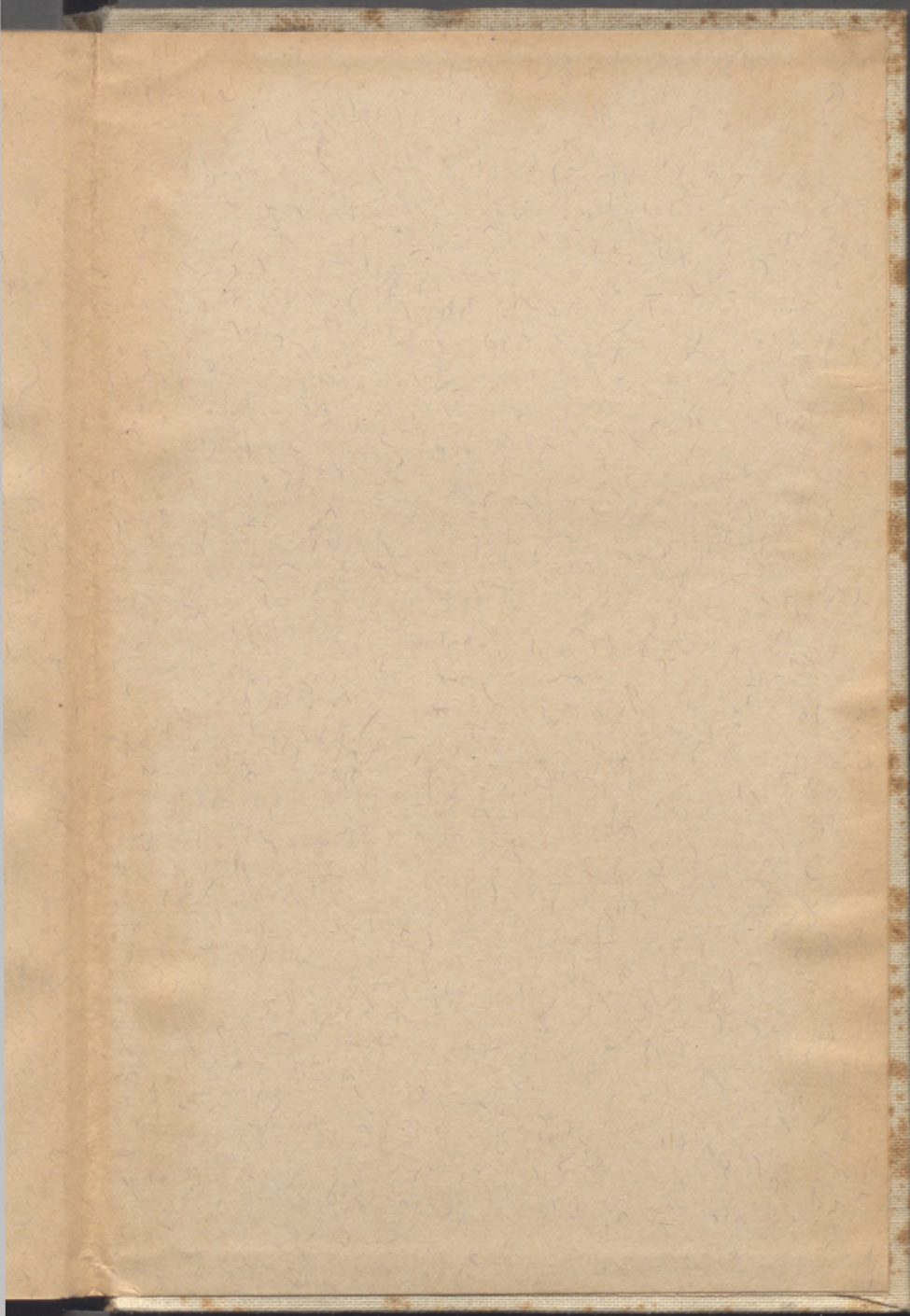
Hauptschriftleiter: Hans Ludwig Defer, Söding über Starnberg, Oberbayern, verantwortlich für Text und Bild / In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4 / Nachdruck verboten / Alle Rechte vorbehalten / Anschrift für Einfendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Söding über Starnberg, Oberbayern / Für unverlangte Einfendungen haftet die Schriftleitung nicht / Porto für Rücksendungen ist beizufügen / Verlag: Deutsche Verlags-Expedition Ackermann, von Holzbrind und Schöffler Stuttgart / Druck: Union Druckerei G. m. b. H. Stuttgart

Ausgabe B mit Versicherung Preis RM. 1,95 einschließlich Zustellgebühr

Zu beziehen vom Verlag durch die Post und durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen







Biblioteka Główna UMK



300020176484